Deutscher Reporterpreis 2015

Die Sieger

Interview:

Bastian Berbner mit "Die Hölle, das ist der andere"

Investigation:

Anne Kunze mit "Die Schlachtordnung"
(Der Text ist aus juristischen Gründen nicht öffentlich zugänglich.)

Lokalreportage:

Nik Afanasjew mit "Die Kids aus unserem Hinterhof"

Datenjournalismus:

Theresa Rentsch, Julius Tröger, Moritz Klack, Max Boenke, David Wendler und André Pätzold mit "M29 – Berlins Buslinie der großen Unterschiede"

Essay:

Emilia Smechowski mit "Ich bin wer, den du nicht siehst"

Wissenschaftsreportage:

Malte Henk mit "Die Jagd auf 67P/C-G"

Webreportage:

Fabian Biasio, Alice Kohli, Simon Wimmer und Thomas Preusse mit "Good Night, Malaysian 370“

Kulturkritik:

Peter Kümmel mit "Sie sprechen nicht zu uns"

Innovation:

David Schraven mit "Weiße Wölfe"

Reportage:

Jana Simon mit "Der Junge, der in den Krieg ging"

Freier Reporter

(Anm. der Redaktion: Preisträger in dieser Kategorie war Claas Relotius mit "Gottes Diener". Gegen Relotius gab es im Dezember 2018 schwerwiegende

Betrugsvorwürfe, daher haben wir den Text aus dem Sieger-Reader entfernt. Claas Relotius hat seinen Preis zurückgegeben.)

Reporter FORUM

www.reporter-forum.de

Die Hölle, das ist der andere

Was ist das Schlimmste daran, als Geisel von Al-Kaida in Syrien eingesperrt zu sein – das Ausgeliefertsein, die Folter, die Todesangst? Für zwei Amerikaner war es dies: Sie mussten sieben Monate gemeinsam in einer Zelle verbringen.

Von Bastian Berbner, DIE ZEIT, 27.08.2015

Theo Padnos ist Amerikaner, promovierter Literaturwissenschaftler, Journalist. Ein dünner, 46-jähriger Mann mit schulterlangen, angegrauten Locken. An einem heißen Sommertag sitzt er in einem Hinterhof im 11. Arrondissement von Paris. Hier draußen ist es angenehmer als in seiner Einzimmerwohnung. Padnos trägt kurze Hosen und Flipflops, sein Rennrad steht bereit fürs Training. Das Radfahren, seine Leidenschaft, hat ihn wieder fit gemacht, nach 22 Monaten Geiselhaft in Syrien. Padnos spricht leise, in gewählten Worten, meist auf Englisch, manchmal wechselt er ins Französische, Deutsche, oft ins Arabische, immer mühelos.

Theo Padnos: Ich lag auf der Ladefläche eines Pick-ups. Die Terroristen hatten mir die Hände auf dem Rücken gefesselt und die Augen verbunden, aber ich spürte den Fahrtwind im Gesicht und den Sand in der Luft, offenbar fuhren wir schnell. Plötzlich fingen sie an zu singen. "Qul as-salibija amrika qaberak bi Surija", "Sagt den Kreuzfahrern: Amerika, dein Grab ist in Syrien". Sie sangen es wieder und wieder. Ich dachte, sie werden mich töten.

Ich war im Oktober 2012 nach Syrien gekommen, um Berichte für verschiedene Zeitungen zu recherchieren. In der Türkei hatte ich ein paar junge Syrer getroffen, die sagten: Wir bringen dich über die Grenze. Wir waren kaum in Syrien, da haben sie

mich geschlagen und gefesselt. Sie übergaben mich an die Terroristen der Al-Nusra-Front, des syrischen Al-Kaida-Ablegers.

Die Al-Nusra-Kämpfer steckten mich in einen Kellerraum, sieben mal vier Meter, eine Holztür, ein kleines Fenster unter der Decke, davor Sandsäcke, die kaum Licht durchließen. In den ersten Wochen schlugen sie mich mit dicken Kabeln. Sie riefen: "Wer hat dich nach Syrien geschickt?" Ich sagte: "Die CIA, die CIA", obwohl das nicht stimmte. Aber das war es, was sie hören wollten. Trotzdem prügelten sie weiter. Sie sagten: "Taqul, friss!" Monate später, als sie längst keine Fragen mehr stellten, musste ich immer noch das Kabel fressen.

Auch Matthew Schrier, 37, ist Amerikaner, aufgewachsen in einer schlechten Gegend außerhalb von New York. Als er im Dezember 2012 nach Syrien aufbricht, träumt er davon, mit dem Fotografieren Geld zu verdienen. Er hat der Hölle ein Andenken entrissen: seine beige-blaue Wollmütze. Sie wärmte ihn im syrischen Winter, später zogen die Terroristen sie ihm als Augenbinde übers Gesicht. Jetzt liegt die Mütze auf dem Kamin seiner New Yorker Wohnung. Schrier, Glatze, der Körper ähnlich drahtig wie der von Padnos, sitzt im offenen Fenster und raucht. Er erzählt seine Geschichte wie einen Film, laut, anekdotisch, viele Schimpfwörter. Seine Sätze untermalt er mit Rappergesten.

Matthew Schrier: Drei Tage und Nächte war ich mit der Freien Syrischen Armee an der Front in Aleppo. Häuserkampf. Näher ran ging nicht. Adrenalin pur. Wir waren in einem riesigen Haus. Das Dach war eingestürzt. Dort habe ich mein bestes Bild gemacht: ein Typ mit seinem Rambo-Gewehr. Er hat in die umliegenden Häuser geschossen, es war krass. Er hatte strahlend grüne Augen. Ich nannte ihn "mein kleines grünäugiges Afghanenmädchen", so schön waren seine Augen. In all der Zerstörung haben sie geglüht. Ich hab ihn geknipst, immer wieder. Dann sagten meine Bodyguards: "Okay, Matt, wir sollten gehen."

Am Abend saßen wir zusammen. Ich konnte kein Arabisch, sie konnten kein Englisch. Ich brachte ihnen bei, "Fuck Bashar" und "Obama good" zu sagen. Sie lieben Obama, sie denken, er ist Muslim. Wir hatten eine super Zeit. Am nächsten Tag wollte ich nach Hause.

Ich lebte damals in Hollywood. Meine Freunde sagten: Matt, fotografier doch Promis, die sind hier überall. Aber ich wollte kein verdammter Stalker sein, ich wollte Geschichte erleben!

Ich bin nicht der beste Fotograf. Aber ich habe Eier. Um auf die Titelseite der New York Times zu kommen, musste ich dorthin, wo sich sonst keiner hintraut. Also fuhr ich in dieses verdammte Aleppo.

Nach drei Wochen Krieg saß ich im Taxi zurück in die Türkei. Allein. Es war Silvester 2012. An einem Checkpoint im Norden Aleppos drehte das Taxi um. Ich verstand nichts, mein Fahrer sprach kein Englisch. Fünf Minuten später schnitt uns ein Jeep den Weg ab. Drei Vermummte, alle bewaffnet, einer packte mich am Arm. Ich wehrte mich nicht. Sie setzten mich auf die Rückbank des Jeeps. Ich sah, wie sie den Taxifahrer in den Kofferraum sperrten, dann zogen sie mir meine Mütze ins Gesicht. Es war kalt, etwa fünf Grad.

Sie brachten mich in einen Keller. Um etwas zu sehen, linste ich unten aus meiner Mütze raus. Sie setzten mich vor einen Schreibtisch wie ein Kind, das zum Direktor muss.

Einer der Typen nahm mir die Mütze ab und lächelte. Er hatte eine Weste an mit Plastiksprengstoff und Drähten daran, wie sie Selbstmordattentäter tragen. Er war etwa Anfang 30 und stellte sich als Mohammed vor. Ich fragte ihn: "Tötet ihr mich?" Er sagte: "Jein." Ich dachte: Okay, ein Terrorist mit Humor. Also rief ich: "Happy new

year!" Ich wollte zeigen, dass ich keine Angst habe. Mohammed lachte. Ich bin ein Kind von der Straße. Einige meiner Freunde sitzen im Gefängnis. Einer wegen Mord. Ich wusste, wie ich mit Mohammed reden musste.

Sie steckten mich in meine Zelle. Ich dachte: Keine Panik. Ein paar beschissene Tage, dann wissen sie, dass du kein Spion bist, sondern Fotograf. Von draußen hörte ich Schreie. Ich hatte keine Ahnung, dass Theo ein paar Räume weiter war.

Theo Padnos: Als ich zum ersten Mal in den Reifen musste, war ich sicher, sie töten mich. Die Augen verbunden, musste ich mich hinhocken. Sie stülpten mir einen Reifen über die Knie und schoben einen Stab unter meinen Kniekehlen durch. Dann drehten sie mich um, ich lag mit dem Gesicht auf dem kalten Zement, meine nackten Fußsohlen zeigten nach oben. Sie prügelten auf meine Füße ein. Sie schütteten Wasser über mich, ich dachte, es sei Blut. Dann sagten sie: "Morgen wird’s noch schlimmer." Sie sind gut darin, dir Angst zu machen, richtig gut.

Meistens folterten sie mich im alten Heizungsraum, den sie ghurfa al-mut nannten, Raum des Todes. Unter der Decke verliefen Rohre, an denen Menschen hingen. Wenn sie geschlagen wurden, schrien sie so laut, dass ich die Fragen meiner Folterer kaum hörte.

Matthew Schrier: Mohammed mochte mich, er hatte Witz. Einmal nahm er das Magazin aus seiner Pistole und gab sie mir. Ich habe auf ihn gezielt und gesagt: "Hasta la vista", wie Arnold Schwarzenegger in Terminator. Mohammed besorgte mir gutes Essen, heiße Kartoffeln und Zwiebeln, auch eine Pissflasche und eine Kerze. Aber die Langeweile machte mich krank. Irgendwann kamen die Terroristen mit einem Laptop, und ich musste ihnen mein E-Mail-Passwort und die Kreditkarten-PINs geben. Später habe ich erfahren, dass sie dann Mails an meine Mutter schrieben und für 17.000 Dollar Laptops, Tablets, Mercedes-Ersatzteile und Ray-Ban-Sonnenbrillen kauften.

Nach drei Wochen kam Mohammed zu mir. Er sagte: "Dschumaa!" Den Namen hatte er mir am ersten Tag gegeben. Er bedeutet "Freitag". Der islamische Sonntag. Hätte mich schlimmer treffen können. "Dschumaa! Komm mal mit!"

Er führte mich auf den Flur, öffnete eine andere Zelle. Drinnen, im Dunkeln, schreckte jemand auf. Mohammed sagte: "Amriki, Amriki." Ein Amerikaner. Ich konnte es nicht fassen. Da war ein Typ mit verfilztem Bart. Er stank und war verängstigt. Er musste schon eine Weile hier sein. Da wusste ich: Sie werden mich nicht gehen lassen.

Theo Padnos: Mein erster Gedanke war: Jetzt habe ich einen Freund. Seit drei Monaten hatte ich mit niemandem gesprochen außer meinen Folterknechten. Ich war glücklich. In der ersten Nacht haben wir nur geredet. Geredet, geredet, geredet.

Matthew Schrier: Jedes Mal, wenn jemand draußen an der Tür vorbei ging, zuckte Theo zusammen wie ein traumatisierter Hund.

Theo Padnos: Sie schlugen mich, warfen mein Essen auf den Boden. Manchmal sagten sie: "Hier ist es dreckig! Putz den Boden mit deiner Zunge!" Ich war so froh, als Matt zu mir kam.

In einem syrischen Al-Kaida-Kerker, so feindlich, entlegen und brutal wie wenige Orte auf der Welt, lernen sich zwei Journalisten aus demselben Land kennen. Für beide ein Hoffnungsschimmer. Sie sind jetzt nicht mehr allein.

"Der Mensch ist ein Kommunikationswesen. Wenn er nicht kommunizieren kann, entwickelt er nicht selten Psychosen", sagt Mechthild Wenk-Ansohn,

Psychotherapeutin am Behandlungszentrum für Folteropfer in Berlin. "Manche Gefangenen, die lange in Einzelhaft sitzen, sehnen sich sogar nach dem Besuch des Wärters, selbst wenn er sie misshandelt."

Matthew Schrier und Theo Padnos haben jetzt nicht mehr nur die Wärter als Bezugspersonen. Sie haben jetzt einander. Eine vage Hoffnung: Vielleicht können sie gemeinsam fliehen? Und wenn nicht, wenigstens: einander zuhören, voneinander lernen, sich Mut machen, Hoffnung geben.

Als sich Schrier und Padnos in der ersten Nacht ihre Geschichten erzählen, merken sie: So einfach wird das nicht werden.

Matthew Schrier: Ich versuchte, eine Verbindung zu Theo herzustellen, ihn zum Lachen zu bringen. Aber es funktionierte nicht. Alle Leute sagen, dass ich lustig bin. Ich brachte sogar Mohammed zum Lachen, den Typ, der Theo folterte.

Ich erzählte Theo zum Beispiel diese Highschool-Geschichte: wie mein bester Freund und ich das Notenheft unseres Lehrers versteckten. Wie er ausflippte und uns als Arschlöcher beschimpfte. Als ich zu der Stelle kam, an der alle anderen Leute lachen, wie der Lehrer vor Wut auf seinem verdammten Kopf einen Billardqueue zerbrach, da sagte Theo: "Der Lehrer tut mir leid." Ich hab gesagt: "Nein, du Idiot, der Lehrer ist das Arschloch, verstehst du das nicht!?"

Theo Padnos: Dieser arme Lehrer. Er hat eh keinen tollen Job, wird schlecht bezahlt, und dann muss er sich auch noch um diese verkorksten Kinder kümmern. Matt sollte alt genug sein, um zu wissen, dass man sich nicht über Lehrer lustig macht.

Matthew Schrier: Theo erzählte mir, dass er nach Syrien gekommen war, um über Austin Tice zu schreiben. Ein anderer amerikanischer Journalist, der gekidnappt worden war. Für mich bedeutete das: Theo wollte Geld mit dem Schicksal eines Kollegen machen; eines Kollegen, der in unserer Situation war. In dem Moment fing ich an, seinen Charakter zu hinterfragen.

Theo Padnos: Ja, ich wollte auch einen Artikel über Tice schreiben. So etwas interessiert die amerikanischen Zeitungen. Aber mein Hauptinteresse waren die religiösen Spannungen zwischen Sunniten und Alawiten. Die amerikanischen Journalisten berichten nur, wenn irgendwo was in die Luft fliegt oder ein Amerikaner entführt wird. Sie haben keine Zeit, in die tausendjährige Geschichte der syrischen Volksgruppen einzutauchen. Ich schon, ich kenne mich aus, ich spreche Arabisch.

Matthew Schrier: Am Anfang sagte er: "Mein Name ist Padnos, nein, Curtis. Sag ihnen nicht, dass ich Padnos heiße. Ich habe unter dem Namen vor Jahren ein Buch geschrieben. Das dürfen sie auf keinen Fall wissen."

Theo Padnos: Das Buch, das ich geschrieben habe, heißt Undercover Muslim. Darin habe ich aus einer radikalen Moschee im Jemen berichtet. Um dort reinzukommen, habe ich so getan, als sei ich zum Islam konvertiert. Wenn du mit Islamisten zu tun hast, ist das ein gefährliches Detail. Deshalb habe ich vor meiner Reise nach Syrien meinen Namen geändert, von Theo Padnos zu Peter Theo Curtis.

Matthew Schrier: All die anderen Entführten, Austin Tice, James Foley, John Cantlie, waren hartgesottene Typen. Mit denen hätte ich mich bestimmt verstanden. Aber ich geriet ausgerechnet an ein verdammtes Weichei wie Theo.

Theo Padnos: Bald hatten wir unseren ersten Streit. Matt schlief, und ich säuberte meine Zähne mit Sonnenblumenkernen, wie das die Araber tun. Ich war ganz

leise. Mal ehrlich, draußen fielen Bomben, in den Fluren schrien die Kämpfer, aber dieses leise Tiktiktik nervte ihn. Ich sagte: "Wenn du schlafen willst, ist das okay, dann mache ich das später, aber du kannst nicht so ausrasten."

Matthew Schrier: Zwei Mal habe ich ihn freundlich gebeten, aufzuhören. Beim dritten Mal ging ich rüber und schrie, dass es schwierig für ihn sein wird, seine Zähne sauber zu machen, wenn er keine mehr hat. Ich ballte meine Faust und drohte, ihn zu verprügeln.

Theo Padnos: Er drehte völlig durch und brüllte mich an. Die nächsten 24 Stunden haben wir nicht miteinander geredet. Aber weil ich Arabisch spreche, war Matt auf mich angewiesen. Auch darüber gab es ständig Streit. Er misstraute meinen Übersetzungen. Ich habe mein Bestes gegeben, nur verstand ich eben nicht alles. Manche Kämpfer hatten einen Akzent, andere sprachen sehr schnell oder im Straßenslang. Wenn ich fünf arabische Sätze mit einem englischen übersetzte, schrie Matt mich an: "Übersetz verdammt noch mal wörtlich!" Ich erklärte ihm, dass wörtliche Übersetzungen sinnlos sind. Das weiß jeder, der mehr als eine Sprache spricht. Nur er nicht.

Matthew Schrier: Weil er Arabisch konnte, tat er so, als wäre er ein verdammter Guru. Außerdem hatte ich – ohne Arabisch – ein besseres Verhältnis zu den Wärtern als er. Als ich Theo traf, kannte er den Namen keines einzigen Wärters. Nach drei Monaten! Innerhalb einer Woche habe ich dafür gesorgt, dass er baden durfte.

Theo Padnos: Manchmal hat mich Matt sogar geschlagen. Winzigkeiten konnten ihn überkochen lassen. Zum Beispiel Läuse. Er hatte diese spezielle Matthew-Schrier-Art, sie zu töten.

Matthew Schrier: Ich nahm das Etikett von der Trinkflasche und faltete es, dann setzte ich die Läuse rein und zerquetschte sie. Das war eine saubere Methode. Theo zerdrückte sie mit dem Finger auf dem Boden. Dann lief er mit den Schuhen durch und verteilte den Dreck. Ich habe es ihm zwei-, dreimal gesagt. Dann ging ich rüber und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht.

Theo Padnos: Er etablierte seine Dominanz wie ein Hund: Er knurrt, und wenn du dich nicht unterordnest, beißt er. Psychologen haben untersucht, wie Menschen auf traumatische Situationen reagieren. Entweder sie werden kreativ – so war das bei mir. Als ich in meiner Zelle Stift und Papier bekam, fing ich an, einen Roman zu schreiben. Oder sie machen das, was ihnen angetan wird, mit anderen, Schwächeren. So war Matt. Er hat mir dasselbe angetan, was die Terroristen ihm angetan haben.

"Wir beobachten das oft in Gefängnissen, dass manche die eigene Erniedrigung weitergeben. Sie werden misshandelt, also misshandeln sie andere. Dann fühlen sie sich stärker", sagt Mechthild Wenk-Ansohn vom Berliner Behandlungszentrum für Folteropfer. Allerdings, sagt sie, kenne man dieses Verhalten vor allem aus "normalen" Gefängnissen, deutschen oder amerikanischen.

Wenk-Ansohn hat in 21 Berufsjahren Tausende Folteropfer und Kriegstraumatisierte behandelt, zuletzt sehr viele aus Syrien, die ebenfalls in den Kerkern von Al-Nusra oder dem "Islamischen Staat" saßen. "In solchen Extremsituationen neigen Häftlinge dazu, einander beizustehen, sogar über ideologische Gräben hinweg. Kurden helfen Türken, und Sunniten helfen Schiiten", sagt die Ärztin. Eine solche Dynamik wie zwischen Schrier und Padnos sei ihr noch nie begegnet.

Theo Padnos: Matt hatte in den USA im Gefängnis gesessen.

Matthew Schrier: Mit 16 war ich wegen eines Einbruchs knapp zwei Monate in einem Hochsicherheitsgefängnis. Ich habe gelernt: Wenn du dich nicht wehrst, gehst du unter. Was die Gewalt gegenüber Theo angeht: Er hat mich immer provoziert.

Theo Padnos: Er suchte nach meinen Schwächen und übersteigerte sie ins Extreme. In seinen Augen war ich das verwöhnte, reiche Kind, gute Schule, gute Uni, und er der harte Bursche von der Straße. Er sagte immer: "Du hängst doch noch an den Titten deiner Mutter!"

Es ist einfach lächerlich. Meine Mutter ist im Ruhestand. Sie hat für ein Museumsmagazin in Boston gearbeitet, dessen Leserschaft vielleicht aus 13 alten Damen bestand. Trotzdem tat er so, als sei sie verantwortlich für meinen publizistischen Erfolg.

Matthew Schrier: Er erzählte mir, dass er im Ausland arbeitet, bis sein Geld aufgebraucht ist. Dann geht er zurück zu seiner Mutter und wohnt dort mietfrei, bis er wieder genug gespart hat, um zu reisen. Ein 44-jähriger Mann!

Theo Padnos: Ich war dreckig, verfilzt, als angeblicher CIA-Spion in einem Al-Kaida-Gefängnis dem Tod geweiht – und er war neidisch auf mich! Er sagte immer wieder: "Du hast zehn Jahre länger gelebt als ich."

Matthew Schrier: An einem Tag im Februar, nach vier Wochen gemeinsam in der Zelle, saß ich auf meiner Matratze und guckte zur Tür, da sah ich eine kleine Vertiefung im Holz.

Theo Padnos: Wochen vorher, als ich noch allein war, hatte ich versucht, mit einem Löffel ein Loch in das Holz zu schaben. Mir war bloß langweilig gewesen, und ich hatte gedacht, vielleicht kann ich so nach draußen spähen. Es hatte nicht geklappt.

Matthew Schrier: Als ich das sah, dachte ich sofort an Flucht. Im Badezimmer steckte eine dicke, lange Schraube in der Wand. Die habe ich gestohlen. Ich wollte das Holz so durchlöchern, dass wir einen Teil der Tür raustreten konnten. Dann ist mir die Schraube abgerutscht. Mohammed hat es gehört. Ich habe mich sofort aufs Bett geworfen. Theo, da muss ich sagen: Respekt!, sprang auf und holte die Schraube.

Mohammed kam mit zwei anderen Wärtern rein. Mit den Taschenlampen suchten sie die Tür ab. Ich sagte: "Mohammed, ich habe nur meine Fingernägel an der Tür sauber gemacht." Da hatte er schon die Einkerbung von Theos Löffel gefunden.

Mohammed schaute mich an, sein Blick sagte: Wir sind keine Freunde mehr. Er schlug mir mit einem Stück Zement auf den Kopf. Dann haben sie uns in den Reifen gesteckt. Für mich das erste Mal. 115 Schläge auf die Sohlen. Die Füße bluteten. Sie mussten mich in die Zelle tragen.

Theo Padnos: Im März brachten sie einen Marokkaner in unsere Zelle, ein dicker Kerl, 120 Kilo, schätze ich, ein Dschihadist, der auf eigene Faust nach Syrien gereist war und das Misstrauen der Al-Nusra-Leute erregt hatte. Er hatte eine Kugel ins Bein bekommen. Die Wunde war einen Monat alt und war nie versorgt worden. Er hatte in den USA gelebt, sprach gut Englisch. Er war so einer, wenn man im Flugzeug neben ihm sitzt, weiß man nach drei Minuten, dass er Probleme macht. Aber Matt war froh, dass er jemanden außer mir hatte, mit dem er sprechen konnte.

Matthew Schrier: Der Marokkaner hatte Humor. Über meine Lehrergeschichte hat er sich kaputtgelacht. Wir teilten uns sogar ein Bett.

Theo Padnos: Sie redeten über Filme und lachten viel. Ich fand das alles nicht lustig. Also blieb ich auf meiner Seite der Zelle und versuchte, mich rauszuhalten.

Matthew Schrier: Theo tickt einfach anders. Ich wollte mit ihm Filmzitate spielen. Say hello to my little friend. Jeder Amerikaner kennt diesen Satz – aus Scarface. Nur Theo nicht. Ich hab ihn gefragt: "Was zur Hölle hast du als Kind gemacht?" – "Wir hatten keinen Fernseher." – "Was hast du dann gemacht?" – "Gelesen."

Oh Mann. Mit so einem Arschloch war ich eingesperrt, meinem genauen Gegenteil. 24 Stunden am Tag. Ich musste sogar betteln, dass er 20 Fragen mit mir spielt – dieses Spiel, bei dem du an eine Person denkst, und der andere muss mit 20 Fragen herausfinden, wer es ist.

Theo Padnos: Einmal schlug er mich, weil ich nicht spielen wollte. Wir hatten quasi 24 Stunden lang 20 Fragen gespielt, und ich konnte nicht mehr. Er wählte irgendwelche Rapper und Fernsehstars, die ich nicht kannte. Was weiß denn ich, wie Bart Simpsons Frau heißt? Ich habe nie Lethal Weapon 3 gesehen. Matt dafür neun Mal. Ich habe Leute ausgewählt, die er kennt, und nicht irgendeinen Renaissance-Künstler. Man glaubt nicht, wie schnell einem die Personen ausgehen können, die beide kennen.

Matthew Schrier: Eins muss ich Theo lassen: Er bekam raus, wo wir gefangen waren. Er fand diesen Papierfetzen auf dem Boden, darauf stand: "Kinderkrankenhaus Aleppo".

In der Zelle war es saukalt. Meistens lagen wir unter den Decken und versuchten, warm zu bleiben. Ich redete und redete. Wenn Theo mal den Mund

aufmachte, waren seine Geschichten wie Zähneziehen. Der Marokkaner wollte eine Frauengeschichte hören. Theo erzählte: "Im Jemen habe ich ein Mädchen getroffen. Wir sind in die Berge gegangen und haben ein Picknick gemacht." Und so weiter und so weiter. Irgendwann frage ich: "Hast du sie gefickt oder nicht?" Und er: "Nein." Unglaublich! Wir sitzen da, hören uns den Scheiß an, und er fickt sie nicht mal!

Theo Padnos: Es dauerte nicht lange, bis sich der Marokkaner mit Matt zerstritt und ich mich besser mit ihm verstand. Wir unterhielten uns auf Arabisch, manchmal auch auf Französisch. Und wenn es nur war: "Wie geht’s dir heute?" Matt ertrug es nicht, außen vor zu sein.

Matthew Schrier: Theo fing an, den Marokkaner zu massieren, wegen der alten Wunde. Er kniete sich hin und knetete sein Bein. Er half ihm sehr. Aber er merkte nicht, was er damit auch anrichtete.

Theo Padnos: Der Marokkaner war cholerisch, und die Massagen beruhigten ihn. Als Rennradfahrer bin ich früher oft massiert worden, ich weiß, wie das geht. Im Gefängnis muss jeder seine Fähigkeiten nutzen. Dort zählen andere Dinge als im normalen Leben. Du hast einen Doktortitel? Egal. Du bist zum Mond geflogen? Egal. Aber Massagen sind auf einmal etwas wert. Außerdem hatte ich ja nichts Besseres zu tun.

Matthew Schrier: Der Marokkaner fing an, ihm zu befehlen: Knie dich hin und massier mich! Er war richtig diabolisch, wie J. R. Ewing in Dallas. Irgendwann ging Theo öfter auf die Knie, um ihn zu massieren, als die Terroristen zum Beten gingen. Theo war seine Gefängnisschlampe.

Theo Padnos: Ich wusste, dass er mich demütigen will. Aber mir machte es nichts aus, so blieb er wenigstens ruhig. Der Marokkaner war genau wie Matt ein

Alphatier. So jemand ist nur zufrieden, wenn man sich unterordnet. Ich hatte nichts dagegen, Beta zu sein. Dann bin ich halt der Schwache.

Matthew Schrier: Von Anfang an wollte ich konvertieren. Das war taktisch klug. Ich fragte nach einem Koran in Englisch. Ich wollte nicht einfach sagen: Jetzt bin ich Muslim. Ich wollte im Koran lesen und ihnen das Gefühl geben, dass ich es ernst meine. Aber sie gaben mir keinen. Theo war strikt dagegen, zu konvertieren.

Theo Padnos: Ich hatte Angst, dass sie sagen würden: Ihr täuscht uns, ihr spielt mit unserer Religion. Vielleicht hätten sie uns dann erschossen. Foley und andere sind angeblich konvertiert, wie wir später erfuhren. Ihr Leben hat es nicht gerettet.

Matthew Schrier: Am 29. März, der Marokkaner war seit zwei Wochen bei uns, habe ich die Schahada gesprochen, das Glaubensbekenntnis. Als der Wärter kam, sagte der Marokkaner: "Dschumaa ist jetzt ein Muslim." Drei Tage später kam ein Typ, schwarz vermummt, und gab mir diesen wunderschönen Koran, 2000 Seiten, die König-von-Saudi-Arabien-Übersetzung. Endlich hatten wir was zu lesen.

Theo Padnos: Von da an durfte ich mir von Matt und dem Marokkaner anhören: "Du Idiot, warum konvertierst du nicht auch?" Sie beschimpften mich als Ungläubigen und ließen mich nicht im Koran lesen. Sechs Monate hatte ich nichts mehr gelesen.

Matthew Schrier: Am 9. Juni wurde ich 35 Jahre alt. Der Marokkaner hat mir gratuliert, Theo nicht. Es war der schlimmste Geburtstag meines Lebens.

Theo Padnos: Im Juli haben sie uns in ein anderes Gefängnis verlegt. Heute wissen wir, dass es die alte Zulassungsstelle von Aleppo war.

Matthew Schrier: Die neue Zelle lag auch in einem Keller. Knapp unter der Decke waren zwei kaputte Fenster, etwa in zwei Meter Höhe. Sie gingen hinaus auf den Hinterhof. Sie waren vergittert, aber das Mauerwerk war bröselig, und die Gitterstäbe, nur halb so dick wie Bleistifte, waren ein bisschen locker. Ich wusste, der Marokkaner passt nicht durch, also habe ich erst mal nichts gesagt. Aber am 16. Juli holten sie ihn raus. Keine Ahnung, was sie mit ihm gemacht haben. Als er weg war, fragte ich Theo: "Denkst du, wir passen da durch?" Er sagte: "Ja." Von da an waren wir vereint.

Theo Padnos: Das Fenster war so hoch, dass Matt auf meinem Rücken stehen musste, um die Stäbe zu lösen. Drei Tage lang war ich auf allen vieren.

Matthew Schrier: Ich untersuchte die Stäbe genau. Wie die Raptoren, diese smarten Raubsaurier in Jurassic Park. Es waren zwölf Stäbe horizontal und 23 oder 24 vertikal. Keiner der vertikalen war verschweißt, und nur drei der horizontalen waren fest, und das bloß an einer Seite. Ich fing an, die Stäbe zu lösen und nach außen zu biegen.

Theo Padnos: Aus T-Shirts bauten wir eine Leiter, wie eine Schnur mit Schleifen dran, in die man reintreten konnte.

Matthew Schrier: Es war Ramadan, sie brachten uns das Essen frühmorgens, als es noch dunkel war, und dann ließen sie sich bis abends nicht mehr blicken. Wir bekamen jeden Tag Oliven. Die presste ich aus, das Öl fing ich in einer Schale auf. Falls wir nicht durch das Gitter passten, könnten wir uns damit einreiben, dachte ich. Wir wussten, dass es eng werden würde. Aus dem Fenster blickte man in einen Hinterhof. Um das Gebäude herum war eine Mauer, unterbrochen von einer Einfahrt. Wachen waren nicht zu sehen.

Kurz vor dem entscheidenden Tag stritten wir uns.

Theo Padnos: Es ging darum, wie wir am besten vorgehen sollten. Ich wollte so wenig Risiko wie möglich eingehen. Matt wollte einfach raus.

Matthew Schrier: Auf einmal ließ Theo mich nicht mehr auf seinem Rücken stehen. Also holte ich den Eimer, den sie uns gebracht hatten, um unsere Wäsche zu waschen. Ich wollte mich draufstellen. Er sagte: "Wenn du den Eimer hinstellst, klopfe ich an die Tür und rufe die Wärter." Ich: "Fuck you!" Er ging zur Tür und klopfte. Ich war wie erstarrt. Ich konnte nicht glauben, dass er das getan hatte.

Theo Padnos: Ja, ich habe damit gedroht, zu klopfen. Wahrscheinlich habe ich es auch getan. Er hatte mich provoziert. Aber es war nicht schlimm. Wären sie gekommen, hätten wir gesagt: "Hey, was ist los?" Sie kamen aber nicht. Für Matt war immer alles unverzeihlich. Du hast mich an die Terroristen ausgeliefert! – Nein, habe ich nicht!

Matthew Schrier: Zur Strafe ließ ich Theo nicht mehr im Koran lesen. Er riss ihn mir aus der Hand, und ich, bum, gab ihm eine Kopfnuss. Er hatte eine Wunde über der linken Braue, die heftig blutete. Dann riss er sich zusammen. Einige Tage später, am 29. Juli, kurz vor Sonnenaufgang, nahm ich das Fenster auseinander und dachte: Fuck, jetzt gibt’s kein Zurück.

Theo Padnos: Ich habe ihm den Vortritt gelassen, weil ich nett sein wollte.

Matthew Schrier: Er hat mich nur vorgelassen, weil wir von draußen immer Schüsse gehört hatten. Er hatte Schiss.

Theo Padnos: Ich räuberleiterte Matt hoch und drückte. Er mühte sich ab. Aber die Mischung aus meinem Drücken und seinem Wackeln funktionierte: Er kam raus.

Matthew Schrier: Die rostigen Stäbe hatten meinen Oberkörper blutig gekratzt. Hier, die Narbe am Bauch habe ich noch. Ich hockte draußen im Dunkeln neben dem Fenster. Direkt über mir sah ich ein weiteres Fenster, das offen war. Das Licht war an. Da drin mussten die Terroristen sein.

Theo Padnos: Ich habe ihm die Sneakers, ein T-Shirt und seine Mütze gereicht, bin in die T-Shirt-Leiter gestiegen und habe eine Hand rausgestreckt, damit er mich rausziehen konnte.

Matthew Schrier: Ich habe geflüstert: "Nein, du musst mit beiden Armen gleichzeitig raus." Er wollte nicht hören.

Theo Padnos: Am Brustbein blieb ich im Fenster stecken. Ich kann den Punkt noch heute fühlen, tagelang hatte ich Schmerzen. Mein Kopf, meine Schultern und ein Arm waren schon draußen. Matt war an derselben Stelle stecken geblieben. Ich habe ihn dann durchgedrückt. Es hat aber zwei oder drei Minuten gedauert. Der Trick ist: sich entspannen, tief einatmen, wackeln, wackeln, wackeln, und so wie ich von innen gedrückt hatte, hätte er von außen ziehen müssen. Es hätte ein paar Minuten gedauert, aber dafür reichte seine Geduld nicht.

Hier muss man Padnos’ und Schriers Erzählung kurz unterbrechen. Das Geschehen der nächsten Minuten ist die einzige Stelle der Geschichte, an der sich die Darstellung der beiden offenkundig widerspricht.

Mechthild Wenk-Ansohn, die Psychotherapeutin aus Berlin, sagt: "Das Gedächtnis ist kein Filmapparat, das Erlebte wird bei jeder Erzählung rekonstruiert." Gerade in lebensbedrohlichen Stresssituationen sei zum Beispiel das Zeitempfinden beeinflusst: "Kurze Momente werden dann manchmal als Ewigkeit empfunden, oder es gibt Lücken in der Wahrnehmung." Wenn sich die Schilderungen der beiden unterscheiden, muss das also nicht heißen, dass einer lügt. Vielleicht bedeutet es bloß, dass sie die Situation anders erlebt haben. Für die beiden Protagonisten aber sind die Details, in denen ihre Erinnerung voneinander abweicht, existenziell. Für sie geht es um die Frage, ob Matthew Schrier alles getan hat, was er konnte, oder ob er Theo Padnos im Stich gelassen hat.

Matthew Schrier: Ich kauerte neben dem verdammten Fenster und versuchte, ihn an einem Arm rauszuziehen. Es muss eine Minute gedauert haben, vielleicht auch mehr, bis der Idiot endlich verstand, dass es so nicht klappt. Also flüsterte ich noch mal: "Geh rein, zieh dein Shirt aus, und nimm das Öl!"

Er ging rein, zog sein Shirt aus, kam dieses Mal mit beiden Armen raus, wie ich es ihm gesagt hatte, aber wieder ohne Öl. Er blutete schon überall. Ich stemmte mein Bein gegen die Wand und zog.

Schwer zu sagen, wie lange ich dann noch mal versucht habe, ihn rauszuholen. Vielleicht drei, vier Minuten insgesamt. Es ist das Einzige, was ich wirklich nicht mehr weiß, was ich nicht mal sagen könnte, wenn man mich an einen Lügendetektor anschließen würde.

Irgendwann sagte ich, dass ich jetzt gehen und Hilfe holen würde. Da sagte er: "Okay." Ohne das hätte ich nicht fortgekonnt. Bevor er Okay sagte, war ich wie festgefroren.

Theo Padnos: Um jemanden da rauszuziehen, braucht man Kraft. Matt hätte seine Füße gegen die Wand stemmen müssen. Das hat er nicht getan. Außerdem hätte er ein paar Betonbrocken wegräumen müssen, die heruntergefallen waren, als er sich durch das Fenster herausgequetscht hatte. Auch das tat er nicht.

Matthew Schrier: Theo redet von irgendwelchen Betonbrocken, die angeblich das Fenster blockiert hätten. Da waren aber keine, der Weg war frei.

Theo Padnos: Er packte mich nur am Arm, von der Seite, und zog ein bisschen. So hatte er keine Kraft. Dann sagte er: "Du schaffst es nicht, Mann." Ich habe gesagt: "Doch, fast, nur noch ein bisschen." Ich war total überzeugt, dass ich es schaffe. Als er dann sagte, er hole Hilfe, habe ich halt gesagt: "Okay." Dann ging er. Das alles dauerte weniger als eine Minute.

Ich nehme es ihm nicht mal übel. Was ich ihm übel nehme, sind die sieben Monate Folter, Schmerzen und Leid, die er mir zugefügt hatte. Mich zu befreien hätte Anstrengung und Risiko bedeutet, für mich und für ihn. Das wollte er nicht. Und das mit dem Öl: Es gab nicht genug Öl, um mich so glitschig zu machen, dass es hätte funktionieren können. Aber der Gedanke hatte sich bei ihm festgesetzt.

Matthew Schrier: Eine gute halbe Stunde lief ich durch die Dämmerung und sah kaum Leute auf der Straße. Im Ramadan legen sich die Menschen nach dem Morgengebet wieder hin. Dann brachten mich Anwohner zur Freien Syrischen Armee. Die Soldaten nahmen mich auf. Ich erzählte ihnen, woher ich kam und dass Theo noch dort war. Ob sie ihn befreien könnten? Keine Chance. Es sei ein Wunder, dass ich fliehen konnte. Keiner entkommt Al-Nusra, sagten sie.

Am nächsten Tag fuhren sie mich an die türkische Grenze. Dieselbe Strecke, die ich sieben Monate vorher fahren sollte, vorbei an der Stelle, wo ich entführt worden

war. Vier bewaffnete Kämpfer saßen mit mir im Auto. An den Checkpoints hielten sie ihre Kalaschnikows aus den Fenstern und wurden durchgewinkt. In der Türkei rief ich die amerikanische Botschaft an. Ein gepanzerter Wagen holte mich ab. Das FBI befragte mich zehn Stunden lang. Einige Tage später landete ich in New York.

Theo Padnos: Als Matt weg war, probierte ich noch mal, rauszukommen, aber allein ging es nicht. Außerdem war es jetzt hell. Ich setzte mich und dachte: Sie werden dich töten. Abends kamen sie. Sie richteten mich übel zu, ließen mich aber leben.

Die Al-Nusra-Front verlor mit Matthew Schrier einen Gefangenen – und potenziell einige Millionen Euro. Geiselnahmen sind in Syrien zu einer wichtigen Einkommensquelle für Terroristen geworden. Dutzende Westler sind entführt worden, Journalisten, Entwicklungshelfer, Abenteurer. Die Terroristen sperren sie ein und kontaktieren die Familie oder die Regierung oft erst nach Monaten. Die lange Zeit ohne Lebenszeichen treibt den Preis in die Höhe.

Wenn die Terroristen Geld brauchen, verkaufen sie die Geisel. Seit 2008 haben Al-Kaida-Gruppen in der arabischen Welt laut Recherchen der "New York Times" mehr als 100 Millionen Euro Lösegeld eingenommen. Auch an den "Islamischen Staat", der während Theo Padnos' Gefangenschaft zum bitteren Feind der konkurrierenden Al-Nusra-Front geworden war, flossen Millionen: Mindestens 15 Gefangene ließ der "Islamische Staat" gegen Lösegeld frei. Nach ZEIT-Informationen erpresste er allein 2014 mindestens 25 Millionen Euro – Geld, das mutmaßlich auch westliche Regierungen zahlten oder zahlen ließen. Die USA und Großbritannien zahlen aus Prinzip nicht.

Theo Padnos: Am Tag nach Matts Flucht musste ich nachspielen, was passiert war. Ich zeigte den Terroristen: "Matt war da drüben und kletterte raus, während ich

hier an die Tür hämmerte, aber ihr seid nicht gekommen." Ich erklärte, dass er eine Leiter gebaut und mitgenommen habe. In Wahrheit hatte ich sie wieder auseinandergeflochten. Sie schienen mir zu glauben. Einige Tage bekam ich nichts zu essen, dann war alles wie zuvor.

Es war eine große Erleichterung, dass Matt weg war. Endlich hatte ich Ruhe – und ich hoffte, dass Obama vielleicht die CIA schickt, um mich zu retten. Ich ging davon aus, dass Matt ihnen genau erzählt hatte, wo ich bin.

Dann, zwei Wochen später, hatte Matt offenbar eine nette Unterhaltung mit dem Journalisten Chris Chivers von der New York Times, der nichts Besseres zu tun hatte, als in einen Artikel zu schreiben: Theo hat Matt beim Ausbruch geholfen. Die Terroristen schnappten das auf, es lief ja auch bei CNN. Jetzt wussten sie, dass ich gelogen hatte.

Sie brachten mich in die Wüste, in die Nähe von Deir al-Sur, und sperrten mich in einen winzigen Raum. Es war unfassbar heiß, August in der syrischen Wüste. Ich war sechs Wochen da drin. Immer wieder flehte ich: "Macht die Tür auf, nur einen Spalt! Mafi oxygen! Ich brauche Luft!"

Matthew Schrier: Ich habe Chivers die Geschichte meiner Flucht erzählt und dachte: Der hat einen Pulitzerpreis, der wird schon wissen, wie er richtig mit Informationen umgeht.

Durch Chivers habe ich übrigens zum ersten Mal vom "Islamischen Staat" gehört. Er erklärte mir, dass Al-Nusra und der "Islamische Staat" miteinander verfeindet waren, und jetzt ahnte ich, was das wohl für Gefechte gewesen waren, die ich aus unserer Zelle gehört hatte.

Theo Padnos: Wochen vergingen, Monate. Der "Islamische Staat" wurde stärker, und Al-Nusra musste aus Deir al-Sur fliehen. Mich haben sie mitgenommen. Sie machten sich nicht mehr die Mühe, meine Augen zu verbinden. Ich fuhr in einem Auto mit dem regionalen Al-Nusra-Chef Abu Maria Al-Kahtani. Neben mir auf dem Rücksitz hatten sie ihre letzten Säcke Bargeld deponiert. Der Kampf gegen den "Islamischen Staat" war teuer gewesen, und aus ihren Unterhaltungen hatte ich mitgekriegt, dass sie ein wichtiges Ölfeld verloren hatten.

Matthew Schrier: Im Oktober 2013 fand ich den Skype-Namen eines der Terroristen heraus, er nannte sich Kawa und war wie Mohammed einer der Al-Nusra-Anführer in unserem Gefängnis gewesen. Ich gab die Information an das FBI weiter, zusammen mit dem Hinweis, man könne die katarische Regierung bitten, Kawa zu kontaktieren und über Theos Freilassung zu verhandeln. Ich wusste, dass Kawa Kontakt zu Katar hatte, und die Katarer sind schließlich unsere Verbündeten. Ich wusste, so hat Theo eine reelle Chance, freizukommen.

Theo Padnos: Mit der Zeit wurde ich zu einem sadschin mahtar, einem respektierten Gefangenen. Manchmal durfte ich mich frei bewegen. Ich befüllte Patronengurte und stapelte Munitionskisten, wie sie es mir auftrugen. Einmal kam ein Wärter und sagte: "Sie werden dich bald gehen lassen, wir brauchen das Geld."

Im August 2014, nach 22 Monaten Gefangenschaft, ließen sie mich an der Grenze zu Israel frei. Die katarische Regierung hatte mich freigekauft, wie ich später erfuhr.

Heute bin ich nicht wütend auf die Terroristen. Wenn man weiß, was wir Amerikaner im Irak angerichtet haben, kann man sie sogar ein bisschen verstehen. Es gibt aber einen Menschen, den ich unter keinen Umständen je wiedersehen will:

Matthew Schrier. Ich war 22 Monate lang Gefangener von Al-Kaida, die sieben Monate mit ihm waren mit Abstand die schlimmsten.

Matthew Schrier: Ich habe alles getan, um Theo rauszuholen. Ich versuchte, die Freie Syrische Armee zu überreden, ihn zu befreien. Ich brachte das FBI auf die Katar-Spur. Ja, wir haben uns gehasst, aber er ist doch Amerikaner. Ich habe ihm E-Mails geschrieben, als er freikam, ich wollte mit ihm reden, aber er ignorierte mich.

Theo Padnos arbeitet an einem Dokumentarfilm über seine Gefangenschaft. Den Roman, den er im Gefängnis schrieb, nachdem Matthew Schrier geflohen war, will er veröffentlichen. Schrier schreibt ebenfalls ein Buch. Mit dem Fotografieren hat er aufgehört.

Gegenüber der ZEIT haben sie sich erstmals zugleich über ihre Zeit in der Gefangenschaft geäußert – natürlich fanden die Gespräche an getrennten Orten statt. Den Kampf, den sie in der Zelle begonnen haben, führen sie mit anderen Mitteln weiter. Es geht nicht mehr ums Überleben, sondern um die Deutungshoheit.

Ob die Verhandlungen der katarischen Regierung dadurch erleichtert wurden, dass Schrier dem FBI den Skype-Namen des Terroristen Kawa gab, ist nicht bekannt. Das FBI äußert sich dazu nicht. Es ist auch nicht bekannt, ob die amerikanische Regierung die Lösegeldzahlung durch den Verbündeten gebilligt hat – oder überhaupt davon wusste. Parallel hatte auch Padnos' Familie Katar um Hilfe gebeten. Sie hatte sich mit den Familien von vier anderen entführten Amerikanern zusammengetan, den Foleys, Sotloffs, Muellers und Kassigs. Nur Padnos kam frei. James Foley, Steven Sotloff und Peter Kassig brachte der "Islamische Staat" um, Kayla Mueller starb bei einem Bombardement.

Die Kids aus unserem Hinterhof

Kurz nach dem Einzug 2010 tauchten sie am Fenster der Erdgeschosswohnung auf: Nachbarjungs, damals um die 13, wie es so viele gibt in dieser Gegend rund um das Kottbusser Tor. Seitdem haben unser Autor und unser Fotograf sie heranwachsen sehen, balancierend auf einem Pfad, an dessen Seiten Kleingangstertum und religiöser Fanatismus drohen. Aber welchen Platz hat die Gesellschaft für drei wie diese? Und wollen sie den überhaupt?

Von Nik Afanasjew, Der Tagesspiegel, 28.03.2015

Das Verrückte ist ja, dass Jamal mal ein Praktikum bei der Polizei begonnen hat. In seiner Schule wurde gefragt, wer so eine Erfahrung machen will. Jamal wollte. Er bekam einen von nur drei Plätzen. Zufall, glaubt Jamal. Vielleicht war es wirklich Zufall, vielleicht hatte auch ein Lehrer den Jungen auf den richtigen Weg bringen wollen. Den Bock zum Gärtner machen, damit er weniger bockig wiederkommt. Hat nicht so gut geklappt.

Das Praktikum war Jamals Chance, vorzustoßen nach vorne, in die Mehrheitsgesellschaft, sich festzusetzen, zu etablieren. Diese Chance lag auf einem schmalen Pfad. Abseits dieses Pfades liegt für Jungs wie Jamal auf der einen Seite der radikale Islamismus, auf der anderen das konsumorientierte Kleingangstertum und dahinter die große Kriminalität. Es war nicht die letzte Chance, aber es war eine. Genutzt hat Jamal sie nicht. Das lag an einer scharfen Polizistin, glaubt er heute.

Und das kam so: Außer dieser wirklich gut gebauten Polizistin gab es auf der Wache noch diesen einen Polizisten, Typ Aktenfresser. So einer, bei dem du denkst, der hat früher immer Schläge bekommen, sagt Jamal. Es geschah also eines Tages, dass sich die besagte Polizistin bückte. In so einer Situation gewisse Gedanken kriegen, okay, aber nie wäre Jamal auf die Idee gekommen ... da haut der Aktenfresser

ihr auf den Arsch! Die Polizistin fuhr herum. Wer zum Teufel war das? Der Aktenfresser zeigte auf Jamal. Die Polizistin schrie ihn an. Jamal beteuerte seine Unschuld. Niemand glaubte ihm. Er schmiss sein Praktikum. Seither ist Jamal bei Kontakten mit der Polizei wieder auf der richtigen Seite, also auf der falschen.

Jamals Freunde lachen häufig, während er erzählt, obwohl sie die Geschichte natürlich kennen. Sie erheben sich aus den Tiefen eines zu bequemen Sofas in einem abgeranzten Kreuzberger Café. Maurize zieht an seiner im Mundwinkel hängenden Zigarette, klatscht energisch links und rechts auf einen Hintern vor seinem geistigen Auge. Es gibt aber auch korrekte Bullen, sagt er kurz darauf, plötzlich nachdenklich. Milo nickt.

Jamal, Maurize und Milo sind kürzlich volljährig geworden. Sie heißen eigentlich anders, ihre Decknamen haben sie sich selbst ausgesucht. Jamal ist Türke, Maurize palästinensischer Libanese, Milo ein Walache aus Serbien. Sie sind Berliner mit Migrationshintergrund, geboren und aufgewachsen in Kreuzberg und Neukölln. Sie stammen nicht aus den besten Verhältnissen, aber nach dem wenigen, was sie von ihren Elternhäusern erzählen, auch nicht aus kaputten Trash-TV-Familien. Ganz normale Jungs.

Aber was ist schon normal hier am Kottbusser Tor? Was ist normal daran, hier aufzuwachsen? Wir konnten das ein paar Jahre lang miterleben. 2010 tauchte ein gutes Dutzend postmigrantischer Kids am Fenster unserer Erdgeschosswohnung in Kreuzberg auf. Sie kamen von Innenhof, wo sie Fußball spielten, in Spuckweite zum Kotti. Sie fanden es cool, dass so Deutsche einziehen, was viel aussagt über die Zeit und die Gegend. Ihr seid bestimmt Studenten, riefen die Kids. Nein, Studenten waren wir nicht, sondern ein Journalist und ein Fotograf, die sie mit der WG-Katze spielen ließen, aber sich weigerten, ihnen Zigaretten zu geben. Trotzdem kamen die Kids wieder. Einige blieben weg, neue gesellten sich hinzu, nur Maurize, der kam immer.

Und auch Jamal und Milo kamen öfter als andere. Diese drei, diesen harten Kern sahen wir in den vergangenen Jahren erwachsener werden und doch noch nicht erwachsen. Jetzt, in diesem Moment, stehen die Jungs zwischen allen Stühlen, Schule und Beruf, Träumen und Realität. Da ist auf der einen Seite die Parallelgesellschaft

ihrer Eltern, die wohl so sind wie viele Ältere hier, friedfertig, aber in sich und die eigene Community gekehrt. Auf der anderen Seite ist ihre Heimat Deutschland, die immer noch nicht so recht weiß, ob sie Jungs wie diesen einen Platz anbieten soll. Sie wissen ja selbst nicht, ob sie diesen Platz wollen.

Und dann ist da noch die Sache mit der Religion. Es wird viel diskutiert über Islam und Islamismus gerade in westlichen Gesellschaften, über Kopftücher und Kultur, die Attentate von Paris und Kopenhagen. Es hat dabei manchmal den Anschein, dass mehr über junge Muslime gesprochen wird als mit ihnen.

MILO: Die haben selber Schuld, die von Charlie Hebdo.

JAMAL: Solche Karikaturen gehören sich nicht. Warum beleidigt man den Propheten? Die ganze Situation mit dem Islam ist heiß auf der Welt. Da macht man besser Wasser rein, nicht Öl.

MAURIZE: Ist nicht so, dass die das verdient haben, aber ...

JAMAL: Egal wer stirbt, er war ein Mensch, es ist immer schade. Aber wenn die so Zeichnungen machen ... das ist nicht Pressefreiheit. Die haben unseren Propheten abgebildet! Wenn es gegen Juden geht, dann ist es Antisemitismus. Bei Muslimen heißt es: Pressefreiheit.

MAURIZE: Es muss gerecht sein. Die Weltgehört niemandem.

MILO: Die Welt gehört Gott.

MAURIZE: Die Terroristen und IS, die haben nichts mit Gott oder Islam zu tun. Ein Terrorist hat keine Religion. Es ist scheiße, wenn der Prophet beleidigt wird. Aber der Prophet selbst würde sagen: Lasst sie reden!

JAMAL: Solche Zeitungen sollte man verbieten. Wenn ich jemandem auf die Nase schlage, werde ich bestraft. Warum werden die nicht bestraft? Die verletzen mich in meiner Seele.

MAURIZE: Nein, nicht verbieten. Lasst sie machen! Lasst sie reden!

Maurize und Jamal wollen es noch packen in der Schule, auch wenn sie dort viele Probleme hatten und ihre Ehrenrunden schon hinter sich. Milo nicht. Er hat die

Schule ganz geschmissen, ohne Abschluss. Was er jetzt macht? Milo, der ein bisschen aussieht wie ein junger Geschäftsmann aus Südosteuropa, gegelte Haare, hartes ebenmäßiges Gesicht. Gerade macht er nichts. So ganz grundsätzlich und allgemein in seinem Leben: nichts. Neben ihm wirkt Jamal schlaksig und jung, mit seinen hohlen Wangen und den kurzen Haaren. Maurize hat Locken, auf denen kannst du Trampolin springen, sagt Milo. Jamal lacht.

Wie die drei da so sitzen, in diesem ranzigen Café, hektisch reden und ruhig rauchen, wirken sie reifer als sonst. Obwohl wir uns gut kennen, ist das jetzt ein richtiges Treffen zwischen Journalisten und Protagonisten, das macht erwachsen. Wie sie wirklich sind, wissen wahrscheinlich nicht einmal sie selbst. Wir kennen ohnehin nur einen Teil von ihnen gut, ihre Straßen-Ichs, machohaft, das Kindliche blitzt noch auf. Sie werden später an diesem Abend, einmal auf die Straße gelassen, wieder zum Vorschein kommen. Dann, wenn sich Sprüche und Stimmungen hochschaukeln und diese Spannung in der Luft liegt. Der Glaube daran, dass immer etwas Großes passieren kann.

Damals, 2010, schien das Größte für die Kids in unserem Hof eine Zeit lang tatsächlich das Fenster zu unserer WG zu sein. Vielleicht auch, weil es für sie ein Fenster ins andere Deutschland war, das sie umgab und ihnen dennoch fremd und spannend erschien. Wenige Tage, nachdem sie das erste Mal aufgetaucht waren, kamen sie schließlich auch in die Wohnung. Sie fragten, ob sie Videos abspielen dürfen, auf Youtube. Sie durften.

Es war die Zeit, als auf RTL Problemkind Felix ausrastete und auch von der Supernanny nicht von seiner Wut abzubringen war. Wenn ich durchdrehe, klatsch ich meine Mutter, sagte Felix. Verpiss dich, alte Fresse. Die Kids fanden das sehr lustig. Bei ihren Eltern hätten sie sich so etwas aber nie getraut, beteuerten sie.

Bei ihren Lehrern ging da schon mehr. Ich war gut in der Schule, so bis zur 6. Klasse, erinnert sich Maurize heute, dann haben so Sachen angefangen. Mitschüler begannen, im Unterricht Pornos abzuspielen. Einmal hat eine Lehrerin ihren Kaffee vergessen. Da hat einer seinen Pimmel rausgeholt und ... so ekelhafte Sachen eben.

Die Jungs fingen an, sich zu prügeln. Im Winter wurden Steine in die Schneebälle gesteckt, damit es mehr wehtut. Das hat Spaß gemacht, sagt Maurize.

Ich hatte schon Bock auf Schule, aber ich konnte mich nicht konzentrieren, erzählt Jamal. Er und Maurize stachelten sich gegenseitig an. Wir haben noch nie erlebt, dass jemand sagt: Ihr seid ein gutes Team, da greifen so Rädchen ineinander. Im Gegenteil: Wenn sie mal im Unterricht anwesend waren, mussten sie sich auseinandersetzen. Meistens waren sie aber eh nicht im Unterricht. Wir waren so Schwänzer innerhalb der Schule, erklärt Maurize. Wir waren da, aber auf dem Schulhof. Oder im Unterricht, aber dicht, also nicht so richtig im Unterricht.

Milo schwänzte da schon routiniert die Schule, manchmal monatelang. Irgendwann sollte seine Familie 2500 Euro Strafe bezahlen, doch sie zahlte nicht. Die Schule gab es auf, gab ihn auf, sagt er. Sie wussten, sie kriegen das Geld eh nicht, sagt Milo. Er bekam später noch eine Zweite Chance, so hieß das Projekt für chronische Schulverweigerer wie ihn. Er nutzte sie nicht. Ich habe zu Hause geschlafen, gekifft, in Internetcafés abgehangen.

Eine Schule, die mit Jungs wie Milo überfordert ist, ist das eine aber warum hat Milos Familie ihn nicht auf den geraden Pfad getrieben? Was haben seine Eltern gemacht? Die haben gesagt: Nicht gut. Geh zur Schule, erzählt er. Und als er trotzdem nicht hinging? Nichts haben sie gemacht. Bei Maurize und Jamal klingt das ähnlich, wenn sie erzählen, was ihre Eltern zu ihrem Abdriften ins Kiffer-Leben sagten. Begeistert waren sie nicht, aber ernsthaft etwas dagegen unternommen haben sie auch nicht.

Wir, die großen Kumpels aus der WG, haben uns später manchmal gefragt, warum wir beide nicht mehr unternommen haben, um die Jungs zur Vernunft zu bringen. Wir sagten ihnen in dieser Zeit ständig: Geht hin. Macht etwas. Wir halfen ihnen auch bei Hausaufgaben, bei Referaten, über Klaus Wowereit und die DDR. Irgendwie halfen wir damit auch uns selbst, vielleicht halfen sogar sie uns ein bisschen, denn auch wir waren mal in diesem Alter, in dem Mist bauen alles und die Schule nichts ist. Indem wir den Kids halfen, indem wir versuchten, Vorbilder zu sein, ließen wir es endgültig hinter uns.

Und vielleicht wollten wir dabei nicht zu sehr wie ihre Eltern klingen, die wir nicht kennen und von denen wir annahmen, dass sie die Jungs ständig ermahnten. Wir waren die älteren Freunde, die mehr hätten tun können, wie im Nachhinein scheint. Wir haben ihnen nur klargemacht: Schule ist wichtig, aber etwas zu finden, woran das Herz hängt, ihr Ding eben, ist noch wichtiger. Leider wurde für eine gewisse Zeit das Kiffen zu ihrem Ding. So meinten wir das ganz bestimmt nicht.

Die Jgs fingen damals an, Rap zu hören und sich bei uns die Videos anzusehen. Es war die Zeit von Gangster-Rapper DJ AK. Die erste Kugel ist gratis, ließ er alle wissen. Deutscher Sprechgesang eines wütenden Jungen, der sehr schnell spricht und meistens davon, Mädchen ins horizontale Gewerbe zu zwingen, damit er Kohle scheffelt für seinen vertikalen Aufstieg aus dem Ghetto zur Skyline. Dollar, Dollar, Bling-Bling.

JAMAL: Ich habe früher viel Taschengeld bekommen, manchmal 50 Euro, einfach so.

MILO: Ich habe zehn bekommen, jeden Tag.

MAURIZE: Wir kriegen Geld, wenn wir fragen, die deutschen Kinder bekommen einmal im Monat, und das wars dann.

JAMAL: Ich habe nie kein Geld bekommen wegen schlechter Noten oder so.

MAURIZE: Aber auch wenn wir kein Geld hatten, wir haben immer Gras bekommen. Wir kannten die Verkäufer.

JAMAL: Heute ist alles anders geworden. Die Leute sind egoistisch.

MAURIZE: Wir haben überall Kings in Kreuzberg. Jeder macht auf dicke Hose.

MILO: Die Menschen haben vergessen, wie man teilt.

JAMAL: Heute sagen alle, sie gehen nach Hause und dann gehen sie alleine essen, nur um nichts abzugeben.

MAURIZE: Wenn wir nichts hatten ... wir haben uns sogar eine Salzstange geteilt!

Die guten alten Zeiten. Es klingt seltsam, wenn 18-Jährige von ihnen schwärmen. Dosen im Ein-Euro-Shop klauen, schwänzen, kiffen und alles von Bedeutung noch so weit weg. Aus dieser Perspektive heraus erscheint die schiefe Bahn wie eine gerade Straße ins Kleingangster-Glück. Wir kannten das Gefühl der Jungs. Auch wenn wir nie so rabiat waren, wie sie dann wurden.

Sie fingen damals an, Leute anzumachen, ansaugen nennen sie das, grundlos, aus Spaß. Nur dass nicht alle mitlachen können. Zwei erwachsene Männer fanden die Bengel mal gar nicht lustig, das waren so Araber sie prügelten sich richtig, wie Erwachsene. Maurize schlug mit seiner Gürtelschnalle auf einen der beiden ein. Ich habe den Gürtel immer noch zu Hause, den kann man nicht mehr anziehen, das Blut geht nicht weg.

Milo ging in diesen Tagen einmal das Geld aus, er zog mit anderen Kids los, klauen, am Kudamm. Sie nahmen nichts, was sie wirklich gebrauchen konnten, eher das, was sie in die Finger bekamen. Torte haben wir geklaut und dann einen Feuerlöscher. Die Polizei kam, alle flüchteten, Milo stolperte. Die Polizisten haben mich noch getreten, als ich am Boden lag, sagt er und bewegt seinen Kiefer. Es knackt. Das habe ich davon.

Festnahmen waren in diesen Tagen keine Seltenheit. Ein Polizist habe Maurize gesagt: Du stinkst. Maurize pöbelte zurück. Warum bist du nicht in deinem Scheiß-Land geblieben? Wo ist dein geklautes Handy, du Kanake? sagte der Polizist zu ihm. Maurize regt sich jedes Mal wieder auf, wenn er von diesem Vorfall erzählt, er wird laut, hebt seine Hände. Ich habe gesagt: ‚Ich liege doch schon am Boden. Hör auf! Da hat er seinen Handschuh ausgezogen und mir damit in die Fresse geschlagen.

MILO: Früher waren die Polizisten aber noch schlimmer.

MAURIZE: Die sind heute genauso.

JAMAL: Nee, früher waren die schlimmer.

MILO: Trotzdem werde ich kontrolliert, wenn ich nur den Müll rausbringe.

JAMAL: Wer ist denn die größte Mafia der Welt? Die Bullen!

MAURIZE: Aber die deutschen Bullen sind okay. Im Libanon verprügeln sie die Leute noch mehr.

Einmal wäre das alles allerdings fast schiefgegangen, so schief, dass kein progressiver Sozialarbeiter es hätte geradebiegen können. Die Jungs kamen nicht in einen Club rein, unweit der Jannowitzbrücke, obwohl es keinen Grund gab, uns nicht reinzulassen, sagt Jamal. Sie kletterten über den Zaun, tanzten, klauten Drinks, bekamen Ärger mit anderen Gästen. Maurize spricht nicht gerne über diese Nacht, leise sagt er: Ich wollte so einen Typ abstechen. War mir damals scheißegal. Er zückte sein Messer und stach zu, die schwere Lederjacke seines Gegners verhinderte Schlimmeres, er kam ohne schwere Verletzung davon. Die Jungs flüchteten. Am Alex wurden sie später festgenommen.

Maurize, Jamal und Milo erzählten von ihren Erlebnissen schon damals ganz aufgeregt, sofort nachdem all das passiert war, wenn sie zum Fenster der WG kamen und mittlerweile einfach ihre eigenen Zigaretten mitbrachten. Wir ahnten, dass sie hier und da ein bisschen oder auch ein bisschen mehr übertrieben. Aber so emotional geladen, wie sie erzählten, so gut wie die Geschichten zu ihnen passten, wussten wir auch, dass wirklich etwas vorgefallen sein musste. Wir versuchten, sie weder zu ermutigen noch zu sehr zu verurteilen. Wir waren die positiv gestimmten Begleiter der Jungs, für mehr fühlten wir uns nicht zuständig. Es war ihre Zeit des Kleingangstertums. Und auf Youtube lief Komm Komm von Teroa Team, mit einer flimmernden Abfolge von Sonnenbrillen, verschränkten Armen, Muskeln, Muschis und Maseratis. Musikclips als Gehirnwäsche.

Doch gleichzeitig, parallel und schleichend, wurde es auch die Zeit von Männern wie Ibn Yakub. Während die biodeutsche Mehrheitsgesellschaft noch über Lehrstühle für Islamwissenschaftler stritt, waren die Autodidakten schon längst da, und Kids wie Maurize sahen auf Youtube ihre Videos. Das Kalifat eine Diktatur?, fragte Yakub seine lieben Geschwister im Islam. Yakub ist ein sichtlich erregter junger Mann mit nicht allzu langem Bart, der selten direkt in die Kamera guckt und Sätze sagt wie: Es

gibt so viele schöne Beispiele, wie wir zeigen können, dass unsere Herrschaftsform, das Kalifat, der Demokratie gegenüber erhaben ist. Es ist eine Art aufgeklärter Radikalismus, den er predigt. Für Frauen sieht diese Lehre ein Leben am Herd vor.

Maurize war in dieser Phase häufig zu Gesprächen über Religion aufgelegt. Seine Ansichten wurden nicht radikal, er fing nur an, sich über die Doppelmoral des Westens aufzuregen. Wir diskutierten viel mit ihm, über Recht und Unrecht und über Gewalt, warum sie abzulehnen ist. Für Milo hat der Glaube nie eine große Rolle gespielt, für Jamal eher in seiner Kindheit, als er bei Besuchen in der Türkei vor der Großfamilie laut auf Arabisch im Koran las, weil seine Mutter sich darüber freute. Er verlernte es später. Wir wussten nicht wirklich, wie religiös seine Familie ist. Von seinen Berichten her hörte es sich mehr nach einer Mutter an, die sich freut, wenn die Familie versammelt ist. Milo, Jamal und Maurize waren für uns die Jungs am Fenster, in ihre familiäre Welt hatten wir keinen Zugang. Es erschien uns immer so, dass wir und ihre Familien zwei Welten waren, die sie gerne trennten, weil sie ihnen nicht vereinbar schienen. Vielleicht sind sie das auch nicht.

Maurize begann sich in einem Alter mit der Religion zu beschäftigen, das typisch für die Suche nach Orientierung ist. Er erklärte plötzlich im Sommer 2014, da war er 17, dass er nicht mehr trinken und kiffen würde. Teilweise wegen der Lehren des Islam, aber auch einfach, um nicht erneut sitzenzubleiben. Für einen Dauerkiffer war das ein großen Versprechen. Jamal machte bei Maurize neuem nüchternen Leben mit. Aus den gleichen Motiven und aus Solidarität.

JAMAL: Wenn ich 30 bin, will ich ein Haus haben und Kinder. Zehn Kinder.

MAURIZE: Was, zehn Kinder? Dann musst du jetzt schon anfangen.

JAMAL: Ach, hör auf, Alter.

MAURIZE: Ich hatte einmal ein deutsches Mädchen. Ihr Vater ist Architekt, so richtig reich. Ich habe sie auf seinem Bett gebumst.

MILO: Deutsche Frauen sind okay, aber es muss ein gutes Mädchen sein. Keine Schlampe.

MAURIZE: Eine Frau muss gut kochen können.

MILO: Sie muss Respekt haben.

JAMAL: Hauptsache, sie kann die Kinder gut erziehen.

MILO: Ja, Hauptsache die Kinder. Ich muss meine Frau nicht lieben. Liebe kannst du auch draußen kriegen.

MAURIZE: Männer sind wie Ton: Je älter, desto schöner. Frauen sind wie Blumen. Je älter ...

MILO: Seine eigene Frau darf man nicht blasen lassen.

MAURIZE: Auf keinen Fall!

JAMAL: Man kann sie doch blasen lassen und später Kinder mit ihr kriegen.

MILO: Die küsst danach deine Kinder. Ist doch ekelhaft!

Es ist in etwa diese Stelle, an der sich in dem abgeranzten Kreuzberger Café das ernste Gespräch über Vergangenheit und Zukunft erst einmal erledigt hat. Der aufkommende Übermut der Jungs lässt in diesem Augenblick einfach keinen Platz mehr für etwas anderes als das Jetzt. Milos Whiskey-Cola ist leer, Jamals und Maurize Cola ohne Whiskey auch. Die beiden halten sich tatsächlich an ihr Gelübde zur Nüchternheit. Doch auch dieses Gelübde macht sie nicht ruhig. Jungs wie die drei sind immer in Bewegung, Zappelphilippe des 21. Jahrhunderts.

Es geht hinaus, auf die Straße, in die anbrechende Nacht. Die Jungs tragen alle Jeans und schwarze Lederjacken. Vor ihnen liegt der wie immer unfeine Kotti. Ein wenig erinnert der Platz rund um Station und U-Bahn-Viadukt an die Türkei der 90er Jahre, wo Hausbauer wegen der Hyperinflation immer dann eine neue Wand errichteten, wenn genug Geld vorhanden war, weshalb unfertige Hausgerippe Fernstraßen säumten. Der Bezirk ließ den Kotti aufbuddeln, stellte dann fest, dass kein Geld mehr da ist, das Baustellenband flatterte monatelang im Wind, es ging weiter, aber nicht zu Ende, nie zu Ende.

Und ja, hip ist die Gegend geworden, sie hat sich gewandelt seit der Zeit, als die Jungs zum ersten Mal vor unserem Fenster standen. Sie gehören nicht zu denen, die

diesen Wandel vorantreiben, sie begleiten ihn beiläufig, solange die Eltern hier weiter wohnen dürfen, sie passen sich an, sind noch zu jung, um zu fordern, dass alles gleich zu bleiben hat. Es ist immer noch ihr Kotti, laut und schmutzig, aber heute ist es auch die Kotti dAzur der Weltjugend, der Schönen und Verrückten von überall, durch die die Jungs im Normalfall, in dem sie weder Stress noch Unterhaltung suchen, hindurchsehen, grad so, wie sie selbst von denen durchblickt, aber nicht durchschaut werden. Parallelgesellschaft, ganz praktisch erlebt.

Touristenströme fließen auch an diesem Abend unter dem Hochhausungetüm des Neuen Kreuzberger Zentrums (NKZ) vorbei in Richtung Oranienstraße, wo sich schon Pete Doherty besoff, der britische Absturzrocker, Teil der internationalen Feierelite. Die Jungs finden die Touristen nicht schlimm. Die fragen, ob wir Gras haben. Wir sagen ja, nehmen den Zwanziger und gehen einfach, sagt Maurize und spuckt neben sich aus. Die anderen nicken. Also, früher hätten sie das so gemacht, schränkt Milo ein. Heute nur noch gelegentlich, fügt Jamal hinzu.

Wer am Kotti mit Anwohnern spricht, wird die überall diskutierten sozialen Fronten vorfinden, doch weisen sie eine seltsame Krümmung auf, die Kotti-Krümmung sozusagen. Das zentrale gesellschaftspolitische Thema der Hauptstadt, die Gentrifizierung, ist rund um die Skalitzer Straße allgegenwärtig, Mieten steigen, Altmieter werden verdrängt. Doch im Gespräch mit türkischen Alteingesessenen kommt heraus, dass viele überzeugt sind, die Mieten würden am Kotti mit Absicht von einer unklaren bösen Macht hochgetrieben, um die Türken zu verdrängen. Die große Debatte um das Recht auf Stadt erfährt hier, wo die postmigrantische Gesellschaft eine besonders lange Tradition des Unter-sich-Bleibens im Zentrum der Stadt hat, eine spezifische Einfärbung.

Von dieser Färbung können die Jungs wenig berichten, sie erfahren die Veränderungen aus ihrer persönlichen Sicht, nicht aus einer übergeordneten, sind so unpolitisch, wie man eben ist, wenn man jung ist und genug mit sich selbst zu tun hat. Die übergeordnete Perspektive, für die wir den Abend mit den dreien hier kurz unterbrechen, hat Ercan Yasaroglu zu bieten. Kaum jemand kennt die Besonderheiten der Gegend besser als er. Yasaroglu betreibt das Café Kotti im NKZ, ist seit 35 Jahren als Sozialarbeiter vor Ort und tritt häufiger als Kotti-Erklärer auf. Er floh als Linker

aus der Türkei, hat teilweise ergrautes Haar, das wie ein Toupet auf seinem Kopf liegt, trägt eine Hornbrille und ist Atheist. Natürlich verändern sich die Kids mit der Gegend. Sogar höhere Döner-Preise verändern sie, sagt er und blickt auf die Adalbertstraße, wo zum vierten Mal in fünf Minuten Autos mit Blaulicht unter dem Gebäude hindurchrasen.

Seit die Polizei im Görli auf den mittlerweile gestutzten Busch geschlagen hat, musste Yasaroglu Sicherheitsleute engagieren, weil so viele Dealer und Konsumenten zum Café strömen. Die Spaßgesellschaft ist hier angekommen, sagt Yasaroglu. Dabei ist und bleibt der Kotti auch ein Ort für die Nichtgewollten. Ein Problem sei, dass viele Jugendliche nun ins Drogengeschäft einsteigen würden. Sie wählten eben den Weg hin zu Knarre, Karre und Blondine auf dem Beifahrersitz. Oder das, was sie für diesen Weg halten.

Nach den Terroranschlägen von Paris sei die Stimmung besonders gereizt gewesen, sagt Yasaroglu. Fundamentalisten seien ins Café gekommen und hätten sich mit einer Gruppe Franzosen gestritten. Yasaroglu wollte schlichten, einer der Bärtigen sagte zu ihm: Du verdienst eine Kugel im Kopf. Ihm selbst habe das nicht viel ausgemacht, er kenne das, doch die Franzosen riefen die Polizei. In Sachen Islamismus kämpft Yasaroglu ohnehin schon lange einen schwierigen Kampf. So seltsam es klingt: Der IS gibt diesen Jungs eine Perspektive. Sie fühlen sich in diesem Land nicht zugehörig, sagt er, bestellt noch einen Kaffee und zündet noch eine Zigarette an.

Wenige haben so oft mit jungen Männern am Kotti über Islam und Islamismus gestritten wie Yasaroglu. Er hat mit vielen Rückkehrern gesprochen, die schwer traumatisiert seien, er kannte auch den prominentesten deutschen Dschihadisten gut, Denis Cuspert, der als Deso Dogg rappend durch Berlin gezogen war, bevor er sich dem Islamischen Staat anschloss. Denis war fast ein Freund für mich. Wir haben lange diskutiert, angeschrien haben wir uns. Es hat nichts genützt. Er hat gesagt, dass er die Deutschen hasst. Er hat viele Sympathisanten unter den muslimischen Jugendlichen und ... Der Rest von Yasaroglus Worten wird von einer Sirene verschluckt.

Auf den Sozialarbeiter angesprochen, winken die drei Jungs ab. Sie mögen ihn nicht, weil er sie mal nicht in sein Café gelassen hat. Überhaupt wollen sie jetzt endlich weiter, sie wollten schließlich noch zeigen, wo sie früher den ganzen Unsinn verzapft haben, an ihrer ehemaligen Schule. Über Deso Dogg und den IS könne dann geredet werden, sie hätten da auch noch was zu zeigen, später aber, sagt Maurize. Es geht weg vom Kotti, Richtung Admiralbrücke, nach Süden.

JAMAL: Ich bereue nichts, aber ich finde, vieles, was wir gemacht haben, war dumm.

MILO: Ich will arbeiten, aber ich kann ja nichts machen. Vielleicht auf den Bau gehen, so wie mein Onkel oder mein Vater.

JAMAL: Mein Vater hat ein Transportunternehmen und ein paar Angestellte. Er ist immer nur unterwegs.

MAURIZE: Meine Eltern arbeiten schon lange nicht mehr. Sie chillen.

JAMAL: Ich bin ehrlich: Mir ist eigentlich egal, was ich später mache. Mich interessiert mehr das Geld.

MAURIZE: Maschinenbau ... oder Architekt werden. Irgendwas, womit ich zurückkann in mein Land, in den Libanon, und viel Geld machen. Wisst ihr, wie viel ein Arzt im Libanon verdient? Das ist mal richtig Asche. Jetzt mache ich ja auch was für die Schule. Ich kann das schaffen.

MILO: Irgendwas muss man doch machen. Ich hasse mein Leben.

Je näher die Jungs zur Carl-von-Ossietzky-Gemeinschaftsschule kommen, desto mehr verfliegen die erneut aufkommenden Gedanken an die Zukunft, die lustige Vergangenheit ist wieder so nah. Maurize schubst Jamal, der schubst zurück, die Jungs gehen schnell, sie rauchen eine Zigarette nach der anderen. Das ewig beleuchtete Chaos des Kotti ist im Rücken verschwunden, die Brücke überquert, Kreuzberg wirkt hier fast bürgerlich, die Jungs wie Fremdkörper. Erst die Urbanstraße, tristes Betonband mit Mittelinsel und schmuckloser Randbebauung, bringt das Kreuzberg der Jungs zurück. Die Schule dann: ein grauer Zweckbau hinter einem Tor aus grün lackierten Stahlstreben.

Ich weiß, wo man hier gut rauchen kann!, ruft Jamal, als sie das Schulgelände betreten. Und, wo? Ja, überall halt! Der Schulhof liegt im Halbdunkel, um diese Uhrzeit sind dort kaum Menschen. Die Jungs packen noch mehr alte Geschichten aus. Jamal erzählt, wie er eine Lehrerin mal richtig nett fand. Du fandest die heiß, sagt Maurize und schubst ihn. Ich hatte auf jeden Fall einen Plan, wie ich die klarmache. Die war doch okay, oder nicht?, fragt Jamal die anderen. Ja, die war okay, sagt Maurize, die hatte nur Haare am Arsch. Was? Die hatte keine Haare am Arsch, sagt Jamal. Maurize beschwichtigt: Okay, die war hübsch. Ein bisschen ekelhaft, aber man konnte die schon im Dunkeln ... die war besser als die anderen Lehrerinnen.

Jamal erzählt seinen Plan. Er wollte so tun, als würde er seinen Reißverschluss nicht mehr zubekommen. Dann sollte ihm die Lehrerin mit dem Reißverschluss helfen. Dabei läuft heimlich eine Videokamera mit, damit er dann ein Filmchen hat, auf dem es so aussieht, als fummele eine Lehrerin einem Schüler im Schritt herum. Und dieses Video behält er natürlich für sich, wenn sie ihm dafür wirklich einmal im Schritt rumfummelt. Du hattest einen Scheiß-Plan, sagt Maurize.

Kurz darauf stehen die Jungs vor Carl von Ossietzky, der nun, etwa um neun Uhr am Abend, angestrahlt wird. Im Spotlight zieht der Friedensnobelpreisträger auch als Büste auf dem Schulhof eine etwas leidende Miene. Maurize rennt hin und wischt Ossietzky eine. Er lacht. Jamal lacht auch. Maurize spuckt Ossietzky an.

Der Typ ist tot, schämt ihr euch nicht?, fragt Milo jetzt und geht etwas zur Seite. Ich hab dem in den Mund gerotzt, sagt Maurize zufrieden, als hätte er gerade eine wichtige Arbeit vollbracht. Schließlich kommt ein Wächter aus dem Gebäude, stellt die Jungs zur Rede. Was sie hier zu suchen hätten. Maurize erfindet Ausreden, wirft mit Namen von Lehrern um sich. Sie müssen trotzdem gehen.

Auf dem Rückweg fragt Milo die beiden anderen dann, ob sie in den Puff gehen wollen. Maurize und Jamal wollen nicht.

Lieber zeigen sie später am Abend in der WG am Kotti, was gerade so auf Youtube geht. Es ist dies nun die Zeit der Generation Islam, einer Organisation, die auf unzählige Videos von Netzprediger Ibn Yakub verweist und von deren Kanal aus man mit einem Klick beim bekannten Salafisten Pierre Vogel ist. Ihr Video Der neue

Jude der ewige Moslem ist eine aufwendige Animation, die von einer systematischen Hasskampagne gegen Moslems berichtet. Die Medienhetze gegen den Islam und die Muslime in Deutschland erinnert sehr stark an die Anfänge der NS-Propaganda. Diesen und andere vergleichbare Sätze sagt eine kindliche Frauenstimme, die Stimme der Unschuld des Islam.

Wie nah das Engagement für Muslime in Europa an Islamismus heranrücken kann, demonstrieren nicht nur solche Videos. Maurize wollte da doch noch etwas zeigen. Er erzählt von einem ehemaligen Mitschüler, ein halbes Jahr seien sie zusammen zur Schule gegangen. Der war so einer, der nie Angst hatte, seine Meinung zu sagen, erzählt Maurize, sie seien auch mal zusammen beim Freitagsgebet gewesen. Ein stabiler Typ, sagt Milo. Dann hätte er erzählt, dass er in Urlaub fährt und war für einige Zeit verschwunden, bis Maurize Nachrichten auf sein Handy bekam.

Oh, ihr Prediger. Keinen Wert habt ihr unter der Sonne, außer wenn ihr eure Waffen zieht und die Kuffar und die Ungerechten vernichtet.

Mit Kuffar sind Ungläubige gemeint. Zu den Nachrichten gab es Bilder, sie zeigen einen jungen Bartträger mit der IS-Flagge, Maurize ehemaligen Mitschüler. Wo er sich befindet, ist nicht eindeutig festzustellen, vom Bildhintergrund her könnte es sehr wohl Syrien oder der Irak sein.

Diejenigen, die glauben, dass Allah siegen kann ohne Dschihad, Kampf, Blut und zerfetzte Körperteile ...

Oh ihr Muslime. Euer Schlaf ist lang geworden und die Unterdrücker haben die Kontrolle über eure Länder übernommen.

Oh, ihr Kinder. Seid gewöhnt an die Melodien, den Schall der Artillerie, Flugzeuge und Panzer. Der Koran ist Genuss und Gesell des Lebens.

Deutsche Sicherheitsbehörden machen sich Sorgen wegen der IS-Propaganda im Netz. Einige erreicht sie auf sehr viel direkterem Wege: als Nachricht auf ihrem Handy.

Was die Jungs davon halten? Nicht viel, das wird aus ihren Antworten deutlich, Terror und Mord lehnen die drei ab, auf jeden Fall. Dennoch scheint eine gewisse

Faszination vorhanden. Da ist einer, der sich mal was getraut hat! Er ist ein stabiler Typ, bekräftigt Milo noch einmal. Ich verstehe nicht, wie jemand den Islam als aggressiv empfinden kann. Der Islam ist doch Frieden!, sagt dagegen Maurize. Es ist eine seltsame Jagd des Hundes nach dem eigenen Schwanz, wenn wir uns länger mit den Jungs über ihren ehemaligen Freund und heutigen IS-Kämpfer unterhalten oder über Islamismus. Sie wollen nicht, dass jemand abgeschlachtet wird. Aber irgendwie muss der Islam ja verteidigt werden. Eine abschließende Verurteilung der Kämpfer, des ehemaligen Gefährten? Die Jungs vom Kotti tun sich da schwer.

Seit sieben Monaten leben Maurize und Jamal jetzt ohne Alkohol und Drogen. Sie fluchen immer noch, sie rauchen immer noch Kette, und sie kommen immer noch ans Fenster, wenn auch nicht mehr ganz so oft wie früher. Stolz präsentierten sie hier ihre Halbjahreszeugnisse, es sind die letzten, bevor sie in diesem Sommer die Mittlere Reife doch noch schaffen können. Sie haben zwar immer noch keine Ahnung, was sie wollen, aber ein kleiner, großer Sieg ist ihrer: Sie haben bestanden. Und das Verrückte ist ja: Maurize und Jamal sind jetzt sogar Einserschüler.

Deutscher Reporterpreis 2015

Kategorie: Datenjournalismus

Theresa Rentsch, Julius Tröger, Moritz Klack, Max Boenke, David Wendler und André Pätzold mit "M29 – Berlins Buslinie der großen Unterschiede"

http://interaktiv.morgenpost.de/m29/

Ich bin wer, den du nicht siehst

Die größte Gruppe, die nach Deutschland einwandert, sind Polen. Nur merkt das keiner, weil sie sich unsichtbar machen. Unsere Autorin hält das für einen Fehler. Sie ist eine von ihnen

Von Emilia Smechowski, taz am wochenende, 02.05.2015

Es war der 17. Juni 1988, als wir einen polnischen Abgang machten, wobei ich erst viel später verstand, was das heißt, und auch, dass der Ausdruck uns Polen ein bisschen beleidigen soll. Aber in dieser Nacht von Freitag auf Samstag war es tatsächlich so: Wir hauten einfach ab, grußlos.

Wir waren etwa fünfzig Kilometer gefahren, raus aus dem grauen Plattenbau, raus aus Wejherowo, als meiner Mutter das Wörterbuch einfiel. Sie hatte es auf dem Bügelbrett liegen lassen, Deutsch-Polnisch, Polnisch-Deutsch. Tränen rannen über ihre Wangen, wie so oft in diesen Tagen unserer Flucht. Was, wenn es uns verrät? Die ganze Aufregung, die Lügen, alles umsonst?

So begann das neue Leben meiner Eltern, und somit auch meins und das meiner Schwester. Mit Angst.

Vielleicht erklärt diese Angst, warum meine Eltern, als sie es tatsächlich nach Deutschland geschafft hatten, fast genauso weitermachten: Bloß nicht auffallen. Unsere Leitfrage der kommenden Jahre lautete: Wie machen es die Deutschen? So machten wir es auch.

Wer Strebermigranten studieren will, der kann uns als Musterfamilie nehmen. Meine Eltern, beide Ärzte, bekamen Arbeit, wir lernten deutsch, mein Vater stieg auf, meine Mutter weniger, wir bauten ein Haus. Wir fuhren erst einen Mazda, dann einen BMW, dann einen Chrysler, und später eine Limousine von Audi. Ich besuchte ein humanistisches Gymnasium, lernte Klavier und Ballett, mit Polen wollte ich erstmal nichts zu tun haben, ich ging nach Paris und Rom.

Erst viel später, als ich erwachsener wurde, fielen sie mir auf: all die Polen in Deutschland. Meine Generation, Anfang Dreißig, die im Kindesalter mit ihren Eltern eingewandert war. Top integriert, erfolgreich, sie wirkten fast deutscher als die Deutschen.

Ich war wie sie.

Heute gibt es kein Volk, das zahlreicher nach Deutschland einwandert, als wir Polen es tun. Seit Jahren schon. Nur: Als Migranten sieht man uns kaum. Wir sind unsichtbar. Wir sind quasi gar nicht mehr da, so gut gliedern wir uns ein.

Nun interessiert sich deshalb die Wissenschaft für uns. Dissertationen werden geschrieben, Bücher. Studien vergleichen uns mit anderen Migranten und stellen fest: Wir lernen die Sprache schneller. Wir studieren öfter. Integrieren uns besser in den Arbeitsmarkt. Heiraten eher Deutsche als Polen. Polnische Mädchen schneiden in der Schule sogar oft besser ab als ihre deutschen Freundinnen. Wir sind die Champs.

Wie Chamäleons haben wir gelernt, uns in der deutschen Gesellschaft zu verstecken.

Die Studien klingen, als sei das ein Erfolg. Als würden sich Menschen ernsthaft wünschen, lieber nicht gesehen zu werden.

In der Nacht unserer Flucht, als ich auf der Rückbank unseres kleinen Fiat Polski saß, wusste ich gar nicht, dass es so etwas wie Ausland gibt. Ich war fünf und konnte mir nicht verzeihen, dass ich Tomek nicht gefunden hatte. Am Nachmittag hatte meine Mutter gesagt: „Wir fahren in den Urlaub, nach Italien."

Ich rannte auf den Hof mit den verrosteten Teppichstangen, an denen wir manchmal turnten. Ich wollte mich verabschieden, von meinem besten Freund. Lief hin zu dem Sandkasten, in dem wir, zwei Jahre nach Tschernobyl, endlich wieder spielen durften. Kein Tomek. Und ich weiß nicht, ob ich ahnte, dass wir nie zurückkehren würden, aber als meine Mutter mich ins Auto setzte, fing ich an zu heulen. Es ist meine einzige Erinnerung an unsere Flucht. Diese Panik, mich unbedingt verabschieden zu wollen. Und dann einfach wegfahren zu müssen, ohne Tschüß zu sagen. Beziehungsweise: „pa".

1988, als wir beschlossen zu fliehen, hieß es in der deutschen Politik noch immer: Deutschland ist kein Einwanderungsland. Die Ausländer, die schon seit Jahrzehnten da waren, waren ja nur Gastarbeiter. Also Gäste. Und Gäste reisen irgendwann wieder ab.

Mein Vater buchte einen Zelturlaub in Rimini. Dass wir nach Westberlin wollten, wo mein Onkel schon lebte, behielten meine Eltern für sich. Nur die Großeltern wussten Bescheid.

Während ich an Tomek dachte, ruckelte und zuckelte unser Fiat durch die Nacht, die Schlaglöcher auf Polens Landstraßen waren fast so groß wie unser Auto. Meine Eltern schwiegen.

Die Grenze zur DDR passierten wir einfach. Dann kam die zweite. BRD. Wir sahen sie schon von weitem. Es war drei Uhr nachts, als sich vor uns ein riesiger Tempel aus gleißenden Strahlern erhob. Drei Beamte liefen auf uns zu und winkten uns zur Seite. Sie befahlen uns auszusteigen. Meine Mutter hob meine schlafende Schwester hoch, und mit mir an der Hand lief sie zum Toilettenhäuschen nebenan. Mein Vater blieb allein zurück.

Meine Mutter ist schon immer ein sehr ängstlicher Mensch gewesen, sie ist es bis heute, und ich kann mir kaum ausmalen, wie sich das für sie angefühlt haben muss. Da standen wir nun, mit einem Bein im alten, mit dem anderen im neuen Leben, als diese bewaffneten Männer anfingen, unseren Kofferraum zu durchsuchen und die Sitze hochzuheben.

Sie fanden nur Badeanzüge, Handtücher und ein Zelt.

Als wir wieder losfuhren, hörte es plötzlich auf zu ruckeln, als hätte jemand Butter auf den Asphalt geschmiert. Dafür fuhren wir jetzt im Kreis, wie in einem Schneckenhaus, es ging gar nicht mehr geradeaus! Mein Vater verlor die Orientierung und meine Mutter schrie: „Fahren wir jetzt etwa wieder zurück?“

Es war der erste Satz, den meine Eltern sprachen, seit wir aus Wejherowo raus waren, und sie lachten erleichtert, als sie begriffen, dass diese Straßenschnecke lediglich dazu diente, sie auf die erste Autobahn ihres Lebens zu führen. Nach Westberlin.

Wir ließen den Eisernen Vorhang, den Stillstand, das System, das unsere Freiheit so willkürlich einschränkte, hinter uns. Nun mussten wir es schaffen.

Ob Kriegsflüchtlinge aus Syrien oder Arbeitsmigranten aus Südeuropa - die meisten Einwanderer haben heute den einen Wunsch: irgendwann wieder zurückzukehren. Wir wollten nicht zurück. Vielleicht fiel es uns deshalb so leicht, unsere Identität an der Grenze zu lassen.

Wenn ich heute meine Eltern frage, warum sie damals ausgereist sind, sagt mein

Vater, er wollte sich nie wieder einsperren lassen, und meine Mutter sagt, sie wollte, dass wir Töchter bessere Chancen hatten.

In Polen gab es keine. So wie es keine Babynahrung in den Läden gab, keine Möbel, kein Fleisch. Es sei denn, man hatte Geduld - oder Kontakte in den Westen. Während ihres Medizinstudiums hatten meine Eltern Alkohol einfach selbst destilliert.

Nach dem Studium, als beide schon Anästhesisten waren, arbeiteten sie rund um die Uhr, es reichte trotzdem gerade für einen mittleren Standard. Wohnung: Platte. Küche und Auto: von den Großeltern. Dieses eine Wort gab es in Polen nicht: Aufstiegsversprechen.

Der einzige Lichtblick waren die Päckchen, die ein deutscher Freund meines Opas schickte. Mit Kaffee, Schokolade, und dem größten Schatz, den meine Mutter sich vorstellen konnte: dem Burda-Katalog. Unsere Kleider waren immer genäht „jak w Burdzie“. Wie bei Burda.

In unseren ersten Tagen in Westberlin kamen wir bei dem Onkel unter. Wir verkauften unseren Fiat Polski für 1.000 Mark. Dann zogen wir um, ins Lager. Eine große Halle in Berlin-Neukölln, eigentlich gedacht für Obdachlose, aber, weil in diesen Jahren so viele von uns kamen, wurde sie auch für Aussiedler geöffnet. Überall Eisenbetten und Plastiktüten, es roch nach Schnaps, und meine Schwester und ich krallten uns an den Beinen unserer Mutter fest.

„Ihr könnt hier nicht bleiben“, sagte mein Vater, und fuhr uns zurück zum Onkel. Er selbst schlief wochenlang in der Halle, damit wir den Platz behielten.

Mein Vater hatte in Polen seine Bücher zurückgelassen, Goethe, Mann, Dostojewski. In Deutschland hatte er nun Putzdienst und schrubbte Klos und Flure.

Ein Fernsehteam kam und fragte meine Eltern auf englisch, was sie sich am meisten wünschten. Mein Vater sagte: Er würde gern das Ganze, die Flucht, die Ankunft hier, so schnell wie möglich vergessen. Meine Mutter sagte, sie werde erst wieder glücklich sein, wenn sie wieder alles hat, was sie hatte aufgeben müssen: Arbeit, Wohnung, Auto.

In diesen ersten Tagen in Deutschland dämmerte es ihnen: Hier ankommen werden sie nur, wenn sie anders werden als sie sind.

Und ausgerechnet die Nazis hatten dafür gesorgt, dass ihnen das leichter fiel als anderen.

Wie viele Polen im Sozialismus, hatten auch meine Eltern nach einem

„deutschen Großvater“ gesucht, der Eintrittskarte in den Westen. Sie fanden ihn. Mein - durch und durch polnischer - Urgroßvater hatte bei der Reichsbahn gearbeitet und sich in die „Deutsche Volksliste“ eintragen lassen. Denn als die Nazis gemerkt hatten, dass es schier unmöglich ist, alle Polen auszulöschen, um das Land zu „germanisieren“, beschlossen sie, die übrigen Polen irgendwie zu Deutschen zu machen. Mein Urgroßvater galt somit als Deutscher und wir waren, auf dem Papier und ohne einen einzigen deutschen Verwandten zu haben: Aussiedler. Unser Ticket in eine neue Welt. Meine Familie spricht bis heute nicht gern darüber.

Statt für Fleisch, stellten sich meine Eltern nun morgens um 5 Uhr für Papiere an. Krankenkasse, Monatskarte, Begrüßungsgeld, als Aussiedler bekamen wir die Luxusbehandlung.

Mein Vater konnte es nicht fassen. Ohne jemals einen Pfennig in die deutsche Arbeitslosenversicherung eingezahlt zu haben, bekamen beide Arbeitslosengeld. Meine Eltern hatten den Eindruck, sie schuldeten diesem Land nun etwas. Auch der Sprachkurs im Goethe-Institut war, wie für alle Aussiedler, kostenlos. Neunzig Prozent sprachen damals kein Wort Deutsch.

In den ersten Wochen liefen wir mehr oder weniger stumm durch die Gegend, denn meine Eltern hatten beschlossen: Auf deutschen Straßen sprechen wir deutsch. Dafür wiederholte meine Mutter ihn danach umso öfter, einen ihrer ersten deutschen Sätze. „Pass auf!“

Wenn ein Mensch von einem Land in ein anderes zieht, kommt zu all den Rollen, die er in seinem Leben einnimmt, eine weitere. Er ist nun nicht mehr nur Arzt, Vater, Literaturliebhaber, sondern auch: Einwanderer. Je mehr Rollen, sagen Forscher, desto mehr Spannungen. Vielleicht haben meine Eltern einfach beschlossen, diese Spannung zwischen zwei Kulturen so klein wie möglich zu halten. Sie legten die Rolle der Polen ab. Und büffelten dafür umso mehr für die der Deutschen.

Auf meinem Pass prangte jetzt kein weißer, sondern ein schwarzer Adler. Aus der polnischen Emilka Smiechowska war die deutsche Emilia Smechowski geworden.

Unsere Namen ändern, das, was von Geburt an immer bleiben sollte - einen größeren Schnitt hätten wir nicht machen können.

Manche Flüchtlinge warten jahrzehntelang auf die Papiere, die bestätigen, was schon längst ihre Wirklichkeit geworden ist: Sie sind Deutsche. Sie wissen, wie man in Deutschland lebt. Bei mir war es andersherum.

Ich war Deutsche, bevor ich wusste, dass man sich in Deutschland Schokolade aufs Brot schmieren kann. Bevor ich wusste, dass die deutschen Lebensmittelläden Aldi heißen. Dass dort die Regale nie leer sind. Und dass man in der Kirche die Hostie in die Hand statt in den Mund gelegt bekommt.

Als Turbo-Deutsche mühten wir uns ab, dem was auf dem Papier stand, zu entsprechen. Dieses Land wies viele Menschen ab, uns sah es als Deutsche. Hätten wir in dieser Situation die Hand heben sollen und sagen: Aber wir bleiben trotzdem auch polnisch, okay?

Neben der Obdachlosenhalle in Berlin-Neukölln gab es noch ein anderes, ein kleineres Haus. Dort hatte jede Familie ihr eigenes Zimmer. Und eine Familie war ausgezogen.

Mein Vater kaufte die billigste Flasche Whiskey, die er finden konnte, machte sich auf zum Pförtner und schob sie ihm rüber. Der schaute ihn verdutzt an. Dann schob er sie wieder zurück. „Wir machen sowas nicht in Deutschland“, sagte er. „Hier regelt man die Dinge anders.“

Wir bekamen das Zimmer. Einfach so.

Meine Eltern lernten Deutsch.

Wir gingen bei Aldi einkaufen.

Ich spielte mit alten Stücken aus Pappe.

Wir waren glücklich.

Wir wurden immer mehr.

In den achtziger Jahren kam eine Million Einwanderer nach Deutschland, davon 800.000 Aussiedler. Mit dem Fall der Mauer wurden es noch mehr. Heute leben etwa 4,1 Millionen Menschen in Deutschland mit Aussiedler-Status, darunter etwa zwei Millionen Polen. Wir sind, nach den Türken, die zweitgrößte Migrantengruppe. Während die Türken Deutschland eher wieder verlassen, stehen wir seit Jahren an der Spitze der Einwanderungsstatistik.

70.000 Polen kamen im Jahr 2013 unterm Strich nach Deutschland. So steht es im aktuellen Migrationsbericht der Bundesregierung.

Und doch haben wir keinen Cem Özdemir, keine Aydan Özoguz im Bundestag, es gibt keinen Verband, der für uns spricht, und wenn der Deutsche schnell was auf die Hand will, holt er sich ganz sicher keine Piroggen um die Ecke.

Klar, wir sind auch nicht die Protagonisten in Büchern eines Thilo Sarrazin, wir

sind es nicht, die Zehntausende Dresdner dazu treiben, „Wir sind das Volk!“ zu rufen.

Nicht mehr.

Emilie Mansfeld kam wie ich als Kind mit ihren Eltern nach Deutschland. Heute arbeitet sie als Politologin bei der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik. „Durch den Verzicht aufs Polnische haben wir einen Teil unserer Identität verloren. Der Begriff mag angestaubt sein, aber er trifft es noch immer: Migranten sind Brückenbauer. Wir aber haben die Brücke hinter uns gleich abgerissen“, sagt sie.

Kennen Sie den noch?

„Eine kurze Anzeige mit drei Lügen: Anständiger Pole mit eigenem Auto sucht Arbeit.“

Oder den?

„Woran merkt man, dass noch kein Pole im All war? Der große Wagen ist noch oben.“

Noch einen?

„Wann gibt es in Polen Weihnachten? Zwei Tage, nachdem in Deutschland Bescherung war.“

Harald Schmidt hat diese Witze erzählt, der große Entertainer des deutschen Fernsehens. In den neunziger Jahren war das. Das war die Stimmung.

Da waren wir schon längst raus aus dem Heim, hatten fünf Zimmer, Küche, Bad bezogen, unsere erste Sozialwohnung. Sogar einen Balkon gab es, mit einem grünen Belag, der aussehen sollte wie Rasen. Am ersten Abend saßen wir auf dem hellen Teppich im leeren Wohnzimmer und aßen Brot mit Philadelphia.

Andere Flüchtlinge im Heim kauften vom Geld, das ihnen der Staat gab, sofort Fernseher und Stereoanlage. An unserem ersten deutschen Weihnachten gab es einen Plastikbaum und etwas Lametta. Wir tranken aus ausgewaschenen Senfgläsern. Wir fuhren mit unserem Sozialticket U-Bahn. Nach Polen fuhren wir erstmal nicht. Keiner von uns ahnte, dass nur ein Jahr später der Eiserne Vorhang fallen sollte.

An 9. November 1989 sahen meine Eltern die Gesichter im Fernsehen. Die Flaggen. Dieses Jetzt-ist-alles-wieder-möglich-Gefühl. Deutschland war wieder vereint. Meinen Eltern machte das wieder: Angst.

Mein Vater fing in einem Krankenhaus an, meine Mutter in einem anderen, wir gingen in den Kindergarten. Ihren Kollegen erzählten sie nicht, wie sie bisher gelebt hatten. Es fragte auch keiner.

Mein Vater staunte, wie niedrig die Differenz zwischen seinem Gehalt und dem Preis für ein Auto war. In Polen musste er etliche Jahre auf etwas sparen, das es dann oft gar nicht gab. Die Butterpreise schwankten manchmal von einem Tag auf den anderen um das zwölffache. Jetzt wartete er vier Monatsgehälter und kaufte einen grauen Mazda, schnell und geschmeidig wie eine Raubkatze.

Wenn wir andere Polen im Supermarkt hörten, rollten wir noch immer mit den Augen. „Nur weil ich Polen im Ausland treffe, heißt das ja nicht, dass sie meine Freunde werden müssen“, sagte mein Vater. Deutsch bedeutete Erfolg und Geld. Polnisch bedeutete Armut. Und etwas Dreck.

Mit aller Macht wollten wir verhindern, dass man auf uns herabsah.

Mit sieben wurde ich eingeschult. Meine Mutter wiederholte es wie das Vaterunser: „Du musst dich mehr anstrengen als die deutschen Kinder.“ Wenn ich mit einer 2 plus nach Hause kam, legte sich ihre Stirn in Falten. Wo denn das Problem gewesen sei?

Zahnpasta mit Erdbeergeschmack. Benjamin Blümchen. Eis in der Form eines Bleistifts. Wurst in der Form eines Bärchens. 4You-Schulranzen. Levi‘s-Jeans.

Urlaub in Schweden. Urlaub auf Capri.

Aktien. Schiffsanteile, um Steuern zu sparen.

Wir wollten Freiheit. Und bekamen Kapitalismus.

Es gab auch die Sommer, wie sie schon immer waren. Wir Schwestern mit unseren Großeltern, in unserem Wald in Polen, unser Zelt, unsere zwei Seen, unsere Birken, unser Moos, unser Feuer.

Unsere Eltern blieben in Berlin. Arbeiten.

Das bisschen Arbeitslosengeld, das sie bezogen hatten, hatten sie tausendfach mit Steuern zurückgezahlt. Die Rechnung war beglichen.

Meine Mutter stand nervös in der Küche, als sie deutsche Freunde zum Essen einlud. Was sollte sie kochen? Es gab dann Tomate mit Mozzarella, Lasagne und Tiramisu. Von Piroggen hatte sie genug.

Mittlerweile besaßen wir einen 3er BMW in Grünmetallic. Diese Blicke, wenn wir damit durch polnische Dörfer fuhren. Wir parkten auf bewachten Parkplätzen, natürlich, und mein Vater befestigte die Lenkradsperre. Unser neues Leben wurde beäugt. Von Fremden, aber auch von Tanten, Onkels, Kusinen, die in Polen geblieben waren.

In Deutschland schämten wir uns dafür, arme Polen zu sein. In Polen schämten wir uns dafür, reiche Deutsche zu sein. Wir fühlten uns wie die Wölfe im Schafspelz.

Ist das der Preis einer Integration? Die Unsichtbarkeit? Die Scham?

„Tja“, sagt der polnische Historiker Robert Traba. „Die Generation Ihrer Eltern, die damals zu Hunderttausenden nach Deutschland kam, litt unter einem Minderwertigkeitskomplex. Sie hatte das Gefühl, etwas aufholen zu müssen, was die Deutschen ihnen voraus hatten. Der Druck, so zu werden wie die Deutschen, war groß. Sie haben sich nicht integriert, sondern assimiliert. Assimilation aber führt ins Nichts.“

Heute belächeln wir diesen Minderwertigkeitskomplex und gründen Kulturvereine wie den „Club der polnischen Versager“. Damals konnten Deutschland und Polen unterschiedlicher kaum sein. Sozialismus und Kapitalismus, Arm und Reich, Grau und Glitzer. Wer schämte sich da nicht, als Grauer?

Meine zweite Schwester wurde geboren. Meine Eltern kauften ein Grundstück. Mit Garten. Sie stritten sich jetzt öfter. Meine Mutter wollte Designerstühle, mein Vater fand sie zu bunt.

In der Schule sprachen wir zum gefühlt zehnten Mal über das Dritte Reich. Lasen „Jakob der Lügner“ und „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“. Lasst mich endlich in Ruhe mit diesen bescheuerten Nazis! Der Lehrer schaute irritiert. Ach, war die nicht aus Polen? Tja, dachte ich, jetzt fragst du dich, wie viele aus meiner Familie vergast wurden.

Dabei interessierte mich das Thema brennend. Politik überhaupt. Nur konnte ich nichts anfangen mit dem kollektiven Schuldgefühl der Deutschen. Was sie wohl in polnischen Schulen lehrten?

Denkt ein Deutscher an Italien, sieht er Pizza. Denkt ein Deutscher an Polen, sieht er das Tor von Auschwitz.

Bismarck, Hitler, Vertriebene. Brandts Kniefall in Warschau. Meine beiden Länder waren vor allem durch Schuld und Sühne verwoben. „Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz“, hat neulich unser Bundespräsident gesagt. Genau das war lange Zeit mein Problem.

Wir waren das Auschwitz in Deutschland, die Opfer im Täterland. Und wollten uns als solche lieber nicht zu erkennen geben, vierzig Jahre nach Kriegsende. In Deutschland war doch jetzt so vieles anders, was sollten wir da in alten Wunden rühren. Lieber werden wie die Deutschen. Weg mit dem Unterschied.

In den USA ist das anders. In allen größeren Städten gibt es polnische Communities, polnische Feste, polnische Läden. Und ob man samstagabends Piroggen oder Ribs essen geht, entscheidet lediglich der Appetit, nicht die Geschichte. Es gibt sie nicht zwischen Polen und den USA, nicht so.

Ich fing an zu studieren. Ging ins Ausland. Und fing mit der Zeit an, ein kleines Spiel zu spielen. Ich tanzte zwischen den Kulturen, bediente mich mal dieser, mal jener Identität, je nachdem, wie es besser passte. Auf deutschen Formularen hatte ich keine Lust auf Nachfragen und gab gar nicht erst meine polnische Herkunft an. Um Auslandsstipendien zu bekommen, schrieb ich seitenlange Motivationsschreiben über meine polnischen Wurzeln. Es hatte schizophrene Züge.

Sollte ich am Telefon meinen Namen buchstabieren, sagte ich „Siegfried Marta Emil Cäsar Heinrich Oskar Wilhelm Siegfried Kaufmann Ida“ und ließ unkommentiert, wenn jemand mein akzentfreies Deutsch lobte.

Meine Eltern schämen sich noch heute, wenn sie merken, dass sie einen winzigen Grammatikfehler gemacht haben. Mein Vater ist mittlerweile Chefarzt. Je höher er aufsteigt, desto mehr muss er darauf achten, keine Fehler zu machen, sagt er. Meine Mutter verwechselt noch immer „der, die, das“. Sie sagt „Witzbeutel“, wenn sie Witzbold meint. Und „Tiefkultur“ statt Tiefkühltruhe.

Wenn ich heute meine Eltern frage, warum sie sich so unsichtbar gemacht haben, sagt mein Vater, man schämte sich eben damals als Pole, und meine Mutter sagt, sie hatte Angst, es sonst nicht zu schaffen.

„Es ist verständlich, dass unsere Eltern so reagiert haben“, sagt Katharina Blumberg-Stankiewicz. Als Politikwissenschaftlerin promoviert sie über die unsichtbaren Polen. „Aber man sieht, wie wir als zweite Generation darauf reagieren. Wir straucheln. Und holen uns irgendwann das Polnische zurück.“

Manchmal steht, wer glaubt, sich entscheiden zu müssen, am Ende verloren da. Assimilation ist kein Ankommen, es ist ein Versteckspiel.

Der Versuch, mich zu de-assimilieren, führt mich nach Polen. Als ich beruflich zwei Monate in Warschau verbringe, fühlt es sich irgendwie schräg an. Ich bin erwachsen, schwanger, will arbeiten. Aber am liebsten würde ich mich mit meiner Oma an der Hand in der nächsten Bäckerei anstellen, für ein Mohn-Quark-Teilchen. Nur ist meine Oma mittlerweile tot.

Ich lese polnische Geschichtsbücher und polnische Lyrik, gehe in die Botschaft

und will meine polnische Staatsbürgerschaft zurück. Nicht aus Prinzip. Ich will wählen gehen. Wie ich es in Deutschland seit dreizehn Jahren tue.

Als die CSU vorschlägt, wir Migranten sollten zu Hause besser deutsch reden, bringen wir unserer Tochter gerade bei, dass „spac“ und „schlafen“ das Gleiche bedeuten, dass „babcia“ und „Oma“ dieselbe Person ist.

Eine Initiative von polnischen Frauen, die sich „Zwischen den Polen“ nennt, veranstaltet eine Weihnachtsfeier. Wir essen Mandarinen und reden über unseren Heiligabend zu Hause. Über das Extragedeck für den fremden Gast, das Warten auf den ersten Stern, darüber, wie wir die große Oblate geteilt haben.

Bin ich jetzt rückwärtsgewandt? Konservativ? Oder lebe ich einfach mein eigenes Multikulti?

Deutschland, so heißt es, ist das zweitbeliebteste Einwanderungsland der Welt geworden. Die Politik hat sich ein Wortungetüm ausgedacht, um all die Angekommenen zu vereinen. Aber auch wir „Menschen mit Migrationshintergrund“ wissen nicht, wie wir lieber genannt werden wollen. „Neue Deutsche“? „Menschen mit ausländischen Wurzeln“? „Hybride Identitäten“?

Egal, welches Label wir uns geben: Den Unterschied lässt es nicht verschwinden.

Soll es auch nicht. Ich will als Frau die gleichen Rechte wie ein Mann, das gleiche Gehalt, die gleichen Aufstiegschancen. Das heißt doch aber auch nicht, dass ich ein Mann sein will.

Ich habe heute wieder zwei Pässe - und will mich nie wieder entscheiden müssen. Ich bin weder „neue Deutsche“ noch „alte Polin“. Was bitte ist mit dem Dazwischen? Noch immer scheint ethnische Vielfalt ein Symbol für gescheiterte Integration zu sein. Wo keine homogene Masse zu sehen ist, wo man die Migranten als solche erkennt, muss etwas falsch gelaufen sein.

Die Polen als Vorbild der Integration? Hätten sich alle Migranten so „integriert“ wie wir, würden wir in Deutschland nur Schweinsbraten oder Grünkohl mit Pinkel essen und uns im Theater langweilen.

Danzig, Breslau, nochmal Warschau. Ich schreibe über polnische Obdachlose und die boomende Wirtschaft. Sehe Hipster und Hochhäuser und spreche mit Jugendlichen und denke: Die kennen den polnischen Minderwertigkeitskomplex gar nicht! Die gehen ins Ausland und sind polnisch und stolz drauf!

Mein Heimatland hat sich verändert. Wie kein anderes aus dem ehemaligen Ostblock hat es den Systemwechsel geschafft - aus eigener Kraft. 2009 war es das einzige Land in Europa, das trotz Eurokrise ein Wirtschaftswachstum zu verzeichnen hatte. Das britische Magazin Economist schrieb: Seit dem 16. Jahrhundert war Polen nicht mehr so wohlhabend, friedlich, vereint und einflussreich.

Polen wird heute bewundert, nicht belächelt.

Und wir?

Haben diese Entwicklung nur aus der Ferne beobachtet. Uns ist nun auch dieses Land ein bisschen fremd geworden.

Meine Mutter hat noch immer 50 Eier im Gepäck, jedes Mal, wenn sie in Polen war. Ein Ei ist dort mittlerweile genauso teuer wie hier.

Meine Schwester hat einen Deutschen geheiratet und heißt jetzt anders.

Mich kostet es noch immer Überwindung, polnisch über den Spielplatz zu rufen.

Sprachlich sei er irgendwie heimatlos geworden, sagt mein Vater. Er spricht jetzt seine Muttersprache mit deutschem Akzent.

Reporter FORUM

www.reporter-forum.de

Die Jagd auf 67P/C-G

Erstmals in der Geschichte der Menschheit soll eine Raumsonde auf einem Kometen landen. Es ist eine Reise zum Ursprung des Sonnensystems, denn der Brocken namens 67P/C-G ist vier Milliarden Jahre alt. Am 12. November wird sich entscheiden, ob er seine Geheimnisse preisgibt.

Von Malte Henk, DIE ZEIT, 06.11.2014

Wenn er nur das Ziel schon sehen könnte. Zehn Jahre dauert die Reise jetzt, sagt Andrea Accomazzo, "wir sind, Stand heute, 766.627.215 Kilometer von der Erde entfernt", und noch immer weiß Accomazzo nicht, wo genau sich "der Ort" befindet. Der Punkt im Weltall, an dem die Reise ihr Ende finden soll. Noch immer grübelt Accomazzo darüber nach, wie dieser Ort wohl aussehen mag. Ob er eher einer Wüste ähnelt, einem Gebirge oder einer weichen Welt aus Staub.

Heute, das ist der 12. Februar 2014. Andrea Accomazzo, Flugdirektor bei der Europäischen Raumfahrtbehörde (Esa), ein drahtiger Italiener Anfang vierzig, das Haar akkurat geschnitten, fühlt sich in diesen Winterwochen wie Christoph Kolumbus. Er wartet darauf, dass der Atlantik ein Ende nimmt. Seine Santa Maria heißt Rosetta.

Rosetta ist eine Raumsonde, Accomazzo steuert sie mit seinem Computer. Er kann sich in Rosetta hineinfühlen und hineindenken wie ein Kapitän in das Schiff, das er über den Ozean navigiert. Er kann 33.000 verschiedene Informationen über Rosettas Zustand auf die Erde herabholen, über Drehraten, Rotationsgeschwindigkeiten, Oberflächentemperaturen und die Position der Antenne. Er kann 6.794 Kommandos ins All schicken, mit denen er der Sonde sagt, was sie tun soll.

Über all die Jahre hat Accomazzo Rosettas Schwächen zu akzeptieren gelernt, wie bei einem Lebenspartner. Accomazzo weiß, dass zwei der vier Schwungräder, die Rosetta vor dem Taumeln bewahren sollen, unter Abnutzung leiden. Und dann dieser Druckabfall im Treibstofftank...

Manchmal stellt sich der Raumfahrtingenieur Andrea Accomazzo Rosetta auf ihrer Reise vor, gefüllt mit Technik auf dem Stand der neunziger Jahre, umgeben von zwei Solarsegeln, die wie Flügel aussehen, auf mühseligem Weg durch schwarze, weite Kälte zum Ziel: zu einem Kometen namens 67P/Tschurjumow-Gerassimenko, kurz 67P/C-G.

Niemand weiß allzu viel über 67P/C-G. Ein Brocken Staub und Eis, aufgespürt im Jahr 1969 von zwei Jungforschern am Institut für Astrophysik der Universität Alma-Ata, Kasachstan. Vermutete Größe: einige Kilometer im Durchmesser. Auf eine Karte projiziert, würde 67P/C-G nicht einmal den Chiemsee in Bayern ausfüllen. Es handelt sich um einen von unzähligen Kometen, die unser Sonnensystem durchkreuzen und manchmal auf die Teleskopbilder der Astronomen geraten, als winzige Lichtpunkte mit Schweif. 67P/C-G ist ein Jedermann im Universum – für ihn entschieden sich die Planer der Esa, weil er im Spiel von Raum und Zeit ganz gut erreichbar sein würde.

Dieses Himmelskörperchen soll Accomazzo ansteuern. Er muss Rosetta bis auf einige Kilometer an den Kometen heranbringen, dann soll die Sonde ihn umkreisen – eine Art kosmischer Paartanz, während die beiden, Raumschiff und Komet, gemeinsam durchs Weltall gleiten. Kaum jemals hat sich die Raumfahrt so nah an ein so kleines, flüchtiges Ziel herangetraut. Und als wäre das nicht genug, soll Rosetta im November 2014, ein Dreivierteljahr nach diesem Februartag, eine Minisonde ausstoßen. Ein Labor von 110 Kilogramm Gewicht, bestückt mit Instrumenten, die 67P/C-G auf den Leib rücken können. Sie sollen erkunden, woraus genau er besteht, außer aus Staub und Eis; welche Stoffe und Teilchen man dort aufspüren kann.

Es wäre die erste Landung auf einem Kometen. Und ist schon jetzt: das größte Raumfahrtabenteuer des neuen Jahrtausends.

Rosetta ist unterwegs im Auftrag Europas. Überall auf dem Kontinent sitzen Forscher in ihren Instituten und warten auf Neuigkeiten von ganz oben. Große Fragen sind ja noch ungelöst, solche, die man sich stellen mag, wenn man nachts seinen Kopf zum Sternenhimmel erhebt: Wo kommen wir her? Warum ist nicht nichts? Warum ist unsere Erde der Ort, den wir kennen? Und weshalb konnte sich hier Leben entwickeln?

Ein ferner Brocken aus Eis und Staub hat mehr mit uns zu tun, als man denken könnte. Das lernt man, wenn man die Forscher und Weltraumfahrer während ihres neunmonatigen Countdowns begleitet. Für sie ist 2014 das Jahr, in dem sie Antworten bekommen könnten, manche haben ein ganzes Berufsleben lang darauf hingehofft. Es ist das Jahr einer akribisch geplanten Entzauberung. Kometen, über Jahrtausende als Unheilsbringer und Schicksalsverkünder bestaunt und gefürchtet, sollen jetzt endlich ihre Geheimnisse preisgeben.

Die Bodenstation dieser Entdeckungsreise liegt nicht in Paris oder in London. Auch nicht an einem abgelegenen Ort in den Alpen. Sie liegt in Darmstadt, fünf Gehminuten vom Hauptbahnhof entfernt. Am Supermarkt vorbei, den Sitzbänken mit den Schon-am-Morgen-Trinkern, hinein in ein Neubaugebiet, bis zu einer Gruppe niedriger Bürogebäude, Plattenbau, sechziger Jahre. Am Haupttor ein Schild: "Es gilt die StVO". Höchstgeschwindigkeit auf dem Gelände 15 km/h. Von diesem Ort aus steuert die Esa ihre Satelliten und Sonden durchs Weltall.

Im Raum D254 reihen sich ein Dutzend Monitore auf. Resopaltische, Auslegeteppich, der Blick nach draußen geht über die roten Ziegeldächer von Darmstadt. Der Mission Control Room des Rosetta-Flugs ähnelt einer dieser Überwachungszentralen, in denen Sicherheitsleute die Vorgänge in einem Bürokomplex verfolgen.

"Wir nehmen zweimal am Tag Kontakt mit Rosetta auf", sagt Andrea Accomazzo.

Aufgewachsen in einer Kleinstadt an der Schweizer Grenze, hatte Accomazzo immer Astronaut werden wollen. Er ging deshalb zur Luftwaffe, brach aber den Pilotenkurs ab, weil ihn, wie er sagt, das Strebertum dort gestört habe, und wechselte

später zur Esa. So reist die Raumsonde jetzt auch als Stellvertreterin seiner Jugendträume durchs All.

"Wie weit sind Sie noch weg vom Kometen?"

"Etwa 7,6 Millionen Kilometer. Das Problem ist, unsere Navigationskamera auf der Sonde erfasst den Kometen noch nicht. Wir müssen uns auf die Berechnungen seiner Umlaufbahn verlassen. Aber die können ungenau sein."

"Wie ungenau?"

"Ein paar Tausend Kilometer. Vielleicht 10.000."

Es gebe Menschen, sagt Accomazzo, die wollten wissen, ob man eine Raumsonde mit dem Joystick steuere. Als wäre es so einfach. Als wäre der Weltraum ein Videospiel. Es sind endlose Reihen an Codes, die Accomazzos Bildschirm fluten, zum Beispiel "DACG0013 Estimated Friction GOLDSTON 65536 VALUE 0,00246193". Katzen miauen, Affen brüllen, Delfine pfeifen – Raumsonden sprechen in Zahlen. Digitale Lebenszeichen, grün eingefärbt und immer mit Zeitangabe, jetzt gerade: 13:59:21. Während die Zahlen über den Bildschirm laufen, blickt Accomazzo zur Wand, auf die Digitaluhr, die über den Raum herrscht: 14:39:52. Vierzig Minuten haben Rosettas Äußerungen nach Darmstadt gebraucht. Die Kommunikation mit einer Raumsonde schreitet gemächlich voran, sie bleibt angefüllt mit Leerzeit und Warten. "So ähnlich wie bei einem Gespräch über Skype, wenn die Verbindung schlecht ist", sagt einer von Accomazzos Leuten, "sehr schlecht."

Da sitzen sie an ihren Rechnern und schauen kaum auf, knapp ein Dutzend handverlesene Ingenieure. Nur eine Frau zählt zum Team. Die meisten sind in ihren Dreißigern, sie kommen aus Italien, Spanien, Frankreich, Großbritannien, sie tragen Brillen und bequeme Jeans und denken lieber einmal zu lange nach als zu kurz. Ihr Arbeitstag gleicht einem Strom aus Software-Updates, E-Mails, Daten, und wenn sie miteinander kommunizieren, dann verfallen sie in Rosettas Sprache. In eine Art Weltraum-Esperanto.

"Review the Osiris ORCD constraint table 65 for the specific case of the Onir" – so etwas zählt hier als relevante Aussage.

Jetzt, Mitte Februar 2014, können sie nicht allzu viel tun. Meist überwachen sie das Stammhirn der Maschine, Temperatur und Stromfluss, während Rosetta in einer Art interplanetarem Langstreckenflug auf den Kometen zurast.

Fragt man nach der Reisegeschwindigkeit, fragen die Steuerleute zurück: relativ wozu? Zum Fixstern namens Sonne: 40.000 km/h. Zum dahinrasenden Kometen: 2.880 km/h.

Im Universum ist alles relativ, und Geschwindigkeit entsteht immer aus dem Bezug zweier Dinge zueinander. Der Surfer hat ein Tempo relativ zur Welle, die Welle hat ein Tempo relativ zur Erde, die Erde bewegt sich relativ zur Sonne – und ein Raumschiff kann im selben Moment beschleunigen (relativ zur Sonne) und abbremsen (relativ zum Kometen).

Die Kunst liegt darin, das Tempo bis auf Schrittgeschwindigkeit zu reduzieren, wenn die Raumsonde und der Komet zueinanderfinden sollen. Was die Sache nicht leichter macht.

Das Team in Raum D254 kennt ja in diesem Moment nicht einmal die simpelsten Merkmale des Kometen 67P/C-G. Seine Masse zum Beispiel oder seine Gravitation, all die Faktoren, die Rosettas Anflug beeinflussen. Den Mars anzusteuern, heißt es hier, sei einfach; Routine inzwischen. Aber einen winzigen, unbekannten Kometen fliegerisch zu bändigen, samt Abwurf einer Messbox? Accomazzo scheint sich selbst zu wundern, wie es geschehen konnte, dass sich das vorsichtige Europa und seine Raumfahrtbehörde auf solch ein Risikospiel einließen.

Das Wort "Kosmos" ist griechisch und bedeutet so viel wie "geordnete Welt". Die längste Zeit ihrer Geschichte war die Menschheit davon überzeugt, Kometen seien dazu da, das Ende dieser Ordnung zu verkünden. Plötzlich tauchten sie auf, Störer des Friedens an einem Himmel, den die Götter doch so harmonisch eingerichtet hatten, und brachten Schlimmes über die Welt: Stürme, Pest, Kriege, Wassermangel. Den Triumph des Chaos über das Gesetz; des Bösen über das Gute; der Überraschung über das Erwartete – ihn verkörperten die Kometen.

Man konnte sie nur fürchten. Mit ihren Schweifen erinnerten sie an Peitschen. Einer soll im Jahr 1313 die Heringe vertrieben haben, ein anderer ließ alle Katzen

sterben. Als 1618 ein Komet über Mitteleuropa zog, gerieten die Menschen in eine Massenpanik. "Was er bedeüt, was auch darauff volgen wirdt, das selbig ist mit heyßen trenen zu beweinen", notierte ein Bauer. Wenig später brach der Dreißigjährige Krieg los.

Es war ein Astronom namens Edmond Halley, der im 18. Jahrhundert die Aufklärung vorantrieb. Halley wies nach, dass auch Kometen auf Bahnen unterwegs sind, die man berechnen und vorhersagen kann. Heute weiß man: Wer Kometen anschaut, der blickt in die Vergangenheit unseres Sonnensystems.

Seine Geschichte begann vor viereinhalb Milliarden Jahren, damals war es nichts weiter als eine Wolke aus Staub und Gas – den Resten eines früheren Sterns, der explodiert war. Die winzigen Teilchen prallten aufeinander, verklebten, wuchsen zu Haufen heran, am Ende zu Planeten; zur Erde zum Beispiel.

Kometen sind Übriggebliebene aus diesen Zeiten des Anfangs. Ihre Heimat liegt an den fernen Rändern des Sonnensystems, wo der Einfluss der Sonne nachlässt und Hitze und Energie fehlen. Dort, wie in einem Tiefkühlfach, umgeben von Eis und fast unberührt vom Vergehen der Zeit, lagert in den Kometen das Ursprungsmaterial unserer Welt.

Manchmal bewegt sich einer von ihnen, gelenkt von planetaren oder stellaren Kräften, ins Innere des Sonnensystems. Auf seiner Reise, die zur Wärme und zum Licht führt, verdampft das Eis und reißt Staubteilchen mit. Aufgewärmt von der Sonne, bildet sich so der Kometenschweif, manchmal 100 Millionen Kilometer lang.

Vielleicht liegt es an diesem Lichtzauber, jedenfalls haben sich Kometen niemals ganz der menschlichen Vernunft ergeben; bis heute nicht. Sie bewahren sich ihre Faszination, befeuern die Fantasie von Hobbyastronomen und Sternenanbetern. Und hatte nicht auch ein Komet Jesu Geburt beleuchtet?

Die Wissenschaft tut sich schwer mit ihnen. Mitte der achtziger Jahre schickte die Esa eine Sonde namens Giotto in Richtung des Halleyschen Kometen. Es gelang ein Vorbeiflug, ein Vorbeizischen eher mit einem relativen Tempo von 246.000 km/h. Leider schlug ein Staubkorn, einen Millimeter winzig, in Giottos Kamera ein. Kaputt. Keine Fotos mehr.

Dann, 2005, versuchten sich die Amerikaner an einem Kometen namens 9P/Tempel 1. Ihre Idee war durchaus amerikanisch: Sie ballerten ein Kupfergeschoss auf 9P/Tempel 1, Einschlag bei 37.000 km/h, mit einer Sprengkraft von knapp fünf Tonnen Dynamit. Die Amerikaner wollten schauen, was so etwas mit dem Kometen macht. Allerdings wirbelte Deep Impact, so der offizielle Name des Geschosses, derart viel Gas und Staub auf, dass die Wolke den Einschlagkrater verdeckte. Noch heute sitzen Forscher über Fotos und streiten sich, ob sie den Krater jemals wirklich gesehen haben.

Kometen stiften Chaos. Und diesmal?

Mitte März 2014, noch 5,8 Millionen Kilometer. In einem nüchternem Konferenzsaal auf dem Gelände der Esa in Darmstadt kommen die Forscher der Rosetta-Mission zusammen. Knapp hundert von ihnen füllen den Raum, man sieht Laptops auf Knien, farbige Hemden, bunte Krawatten. Es sind Abgesandte von etwa zwei Dutzend Forschergruppen mit Namen wie Midas, Consert, Modulus und Virtis. Jede Gruppe hat ein Messinstrument auf der Raumsonde Rosetta oder dem mobilen Kometenlabor installiert. Die Forscher arbeiten an den Universitäten und Instituten des Kontinents. Die Esa agiert nur als eine Art Suprabehörde, sie stellt die Sonde bereit und sorgt für den Flug, ansonsten bedeutet sie der Wissenschaft: Macht ihr mal.

In Amerika, bei der Nasa, herrscht in der Raumfahrt das Prinzip der Hierarchie. Alles unter einem Dach, klare Ansagen von oben. In Europa herrscht so etwas wie das Prinzip des Basars. Es ist sehr demokratisch. Manchmal auch ermüdend. Meist beides zusammen.

So ringen nun zwei Tage lang einhundert Männer und einige Frauen darum, wie sie im Namen Europas einen mehrere Kilometer großen Brocken vermessen und geistig durchdringen wollen. Sie feilschen, wer von ihnen die meisten Daten zur Erde funken darf, wenn die Sonde endlich den Kometen umkreist. Sie debattieren, wann sie die Sonde auf den Kometen richten wollen und wann auf seinen Schweif. Sie ärgern sich über den Auftritt dieses Deutschen vom Max-Planck-Institut, der 44,5 Prozent Anteil am Datenvolumen für sich rausgeholt hat und sagt, das reiche nicht. "Du forderst zu viel", rufen sie, und: "Schluss jetzt damit!"

Die "Staub-Gas-Gruppe", dominiert von Genua und Heidelberg, zieht sich zurück, Beratung hinter geschlossenen Türen. "Bitte keine Kampfabstimmung", flüstert jemand. Rom und Göttingen haben einen Interessenkonflikt mit Grenoble. Ein Beobachter der Nasa wundert sich kopfschüttelnd: "Dass das alles überhaupt funktioniert!" Und mittendrin sitzt Andrea Accomazzo und schaut still ins Leere. Er ähnelt dem Fahrer eines Schulbusses, der eine Horde wild gewordener Hochbegabter transportieren soll.

Die Geschichte der Rosetta-Mission lässt sich erzählen wie die Geschichte Europas – als Versuch einer deutsch-französischen Annäherung. Am Anfang standen zwei Länder in Konkurrenz. Beide entwarfen vor zwei Jahrzehnten Ideen für jene mobile Messbox, die Rosetta auf dem Kometen absetzen soll.

Die französische Raumfahrtagentur wollte ihren 45 Kilogramm schweren Kasten mit einer Harpune im Kometen verankern. Danach zwei, drei Tage lang Daten und Bodenproben sammeln, dies so schnell wie möglich. Antrieb über eine Batterie.

Auch das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt dachte an einen 45 Kilogramm schweren Kasten. Aber mit zwei Harpunen, außerdem drei Landebeinen mit ausfahrbaren Eisschrauben sowie einer Schubdüse, die den Kasten zusätzlich auf den Kometenboden drücken würde. Deutsche Standfestigkeit. Und das Erkunden des Kometen lieber gründlich, über Wochen und Monate. Antrieb natürlich: Solarenergie.

Die Esa fällte ihr Urteil. Sie beschloss, beide Projekte zu vereinen. Also eine gemeinsame Messbox für Europa. Was das Verankern im Boden des Kometen betraf, schien der Esa der deutsche Ansatz durchdachter zu sein. Der Rest war komplizierte Kompromisssuche.

Der Streit begann schon mit der Namensgebung. Einig waren sich zwar alle, dass die Sonde Rosetta heißen solle, benannt nach dem berühmten Stein aus dem alten Ägypten, dessen Hieroglyphen die ersten waren, die Forscher entzifferten. Doch als es um die mobile Messbox ging, war es mit der Einigkeit vorbei. Die Deutschen sagten, man könne doch den Namen Rosetta mit dem englischen Wort lander kombinieren. Ro-Land. Roland. Ein schöner deutscher Name für das allererste Labor auf einem Kometen. Undenkbar, fanden die Franzosen und brachten den Erforscher des

historischen Rosetta-Steins als Namenspatron ins Spiel. Champollion. So ging es hin und her, dann taufte man die Messbox auf den Namen Philae, nach einer Insel im Nil.

Heute sitzt Jean-Pierre Bibring, Chefwissenschaftler von Philae, Franzose, bei der Esa in einem Konferenzraum und redet über seinen Gegenpart in Deutschland: "Ich glaube, er ist nicht geeignet für seinen Job."

Stephan Ulamec, Projektleiter für Philae beim Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt, sitzt in einer Kaffeeküche neben seinem Büro in Köln und sagt: "Der Bibring tut überhaupt nix außer reden."

Der Franzose Bibring ist Astrophysiker und Altlinker. Er trägt gern wehende Schals und das weiße Haar halblang und wirr. Als die Esa ein Foto von ihm in die Sozialen Netzwerke stellt, schreibt jemand darunter: "Gut, dass Einstein beim Rosetta-Team mitarbeitet."

Der Kölner Ulamec ist Geophysiker, ein etwas blässlicher Mann im schlichten weißen Hemd. Er sagt: "Die Verhandlungskulturen sind schon unterschiedlich."

Der Franzose Bibring lässt sich zu einigen unvorteilhaften historischen Vergleichen hinreißen. Und sagt: "Er will immer bestimmen."

Ulamec, in Köln, verdreht nur die Augen.

Sie erobern gemeinsam das Weltall, aber auf der Erde sprechen sie kaum miteinander. Und dann der Termin des Abwurfs auf den Kometen: Die deutsche Seite stellt sich auf den 11. November ein, es wäre nach jetzigem Wissensstand der beste Tag. Nicht möglich, sagen die Franzosen. Am 11. November gedenkt ihr Land des Ersten Weltkriegs. Europas Schlachten würden sich dann in jeder französischen Fernsehsendung vor Europas Raumfahrt schieben. Wollen die Deutschen das nicht begreifen? Wollen sie wirklich so unsensibel sein?

Der Frühling kommt. Ungerührt von den zankenden Forschern auf der Erde, auf dem kleinen Kontinent Europa, rast Rosetta auf ihr Ziel zu. Anfang April, noch 4,3 Millionen Kilometer. Anfang Mai, noch 2,2 Millionen Kilometer. Endlich offenbart sich der Komet jetzt den Kameras auf der Raumsonde, ein winziger Lichtpunkt zwischen unzähligen Lichtpunkten, Accomazzo und seine Leute freuen sich darüber.

Nun haben sie etwas, auf das sie hinsteuern können. Nach zehn Jahren Flug hätte man fast glauben können, dieser Komet sei die Erfindung eines Betrügers.

An einem Tag im Juni bereiten im Raum D254 zwei von Accomazzos Ingenieuren ein wichtiges Manöver vor, es sind Roberto Porta, ein hagerer Italiener, und Ritchie Kay, ein höflicher Brite. Accomazzo selbst musste zu einer Konferenz. Heute soll Rosetta ihr relatives Tempo zum Kometen auf 690 km/h verringern. "Vor der Mittagspause", verkündet Porta, "waren wir noch 300 000 Kilometer vom Ziel entfernt. Oder 400.000?"

"425.000", korrigiert Kay.

Sie haben ihre Befehle tausendmal simuliert und besprochen und sie dann ins All geschickt, nun sitzen sie herum und warten. Raumfahrt kann langweilig sein. In diesen Momenten der Zwischenzeit erlauben sich die Steuerleute manchmal, ein wenig philosophisch zu werden. Sie erzählen dann, wie schwer es ihnen fällt, eine Beziehung aufzubauen zu diesem fernen Ding, das kaum jemand von ihnen in echt gesehen hat, weil es schon am 2. März 2004 im All verschwand, nach dem Start vom Weltraumbahnhof Kourou in Französisch-Guayana.

Rosetta wacht auf. Rosetta bereitet sich vor. Rosetta hat ein Rendezvous mit dem Kometen. So reden sie hier. Kleine Rebellionen gegen den Geist der Abstraktion, der den Alltag dominiert, und gegen diese sonderbare Unsichtbarkeit: Wo niemand hinblicken kann, ist ein Würfel aus Aluminium unterwegs. Im Vergleich zu den Weiten, die er durchquert, bleibt dieser Würfel mikrobenhaft klein, Kantenlänge nicht einmal drei Meter. Die 24 Schubdüsen sind kaum größer als Eierbecher. Oben – falls es im Weltraum ein Oben gibt – die Kameraaugen, überall Kabel und Elektrozeug. Die schwarze Schutzfolie, die den Würfel umhüllt, ist von Hand getackert. Käme Rosetta ins Blickfeld eines Außerirdischen, er würde denken, auf der Erde habe ein verrückter Forscher zu viele Bastelabende im Hobbykeller verbracht.

Man kann nicht sagen, dass Rosetta den direkten Weg zum Kometen genommen hätte. Europa schreckte davor zurück, seine Sonde nuklear zu betreiben, wie es die Nasa getan hätte. Zu riskant, hieß es; lieber eine grüne Energiequelle. Rosetta bekam Solarzellen für ihre Elektronik und für die Instrumente, genau wie Philae, jenes mobile

Labor, das Rosetta mit sich trägt. Die Sonde musste also Strom sparen, und so näherte sie sich ein Jahr nach dem Start wieder der Erde, um Schwung zu holen: Physikalisch betrachtet, tauscht man Energie aus mit einem Planeten, an den man nah heranfliegt. Man wird von seiner Gravitation gleichsam angeschubst, als säße man auf einer Schaukel.

Viermal nahm Rosetta Fahrt auf, dreimal an der Erde und einmal am Mars. Rosetta umrundete fünfmal die Sonne, schickte ein Selfie nach Darmstadt und schaute bei einem Asteroiden namens Lutetia vorbei. Dann begab Rosetta sich in einen Stromsparmodus. Fast drei Jahre lang hatte Raum D254 keinen Kontakt mehr mit ihr, viele Männer aus dem Team nutzten dies für ein Langzeitprojekt anderer Art: Sie bekamen Kinder. Accomazzo stieg in ein Flugzeug und flog nach Thailand, wo er einen Jungen aus einem Waisenhaus adoptierte.

"Das gefällt mir gar nicht!", ruft Roberto Porta. Plötzlich schwappt Panik in den Raum, Kay und Porta laufen zwischen den Schirmen hin und her wie aufgeregte Aktienhändler. Rosettas Zahlen sind da. Sie zeigen die Temperatur der Schubdüsen an, so lässt sich sagen, ob die Düsen gefeuert und Rosetta auf eine neue Flugbahn gebracht haben.

"Nummer 9 und 11 sind zu niedrig. Gib mal schnell den OCM-Parameter ein. 1809." Nichts passiert. "Mist, immer noch niedrig."

Sie rufen Accomazzo an, aber der weiß auch nicht weiter. So bleibt ihnen nur das Hoffen. Zwei Männer Mitte dreißig starren minutenlang auf Zahlen aus dem Nichts, auf Temperaturmeldungen aus einer 463 Millionen Kilometer entfernten Realität. Sie sind Steuerleute, aber die Wahrheit lautet, wenn Rosetta in Not gerät, können sie nicht viel tun. Schließlich atmen Kay und Porta durch. Düse 9 und Düse 11 ziehen mit, sie haben gefeuert: Rosetta bleibt auf Annäherungskurs.

Im Lauf des Monats Juli geschieht etwas Wunderbares. Auf den Fotos, die Rosetta zur Erde funkt, schält sich nach und nach eine Gestalt heraus. Es ist, als würde man einem Embryo beim Wachsen zusehen. 14. Juli, noch 12.000 Kilometer – mitten im Schwarz ein wässrig weißer Fleck, mit gekrümmtem Rücken. Ein paar Tage später formt sich eine runzlige Oberfläche. Dann Staunen über einen seltsamen Einschnitt in

der Mitte des Himmelskörpers. Schließlich, am 1. August, aus einer Distanz von 1.000 Kilometern, kann es jeder sehen: 67P/C-G ist ein klumpiges Etwas, in der Mitte dünn, auf der einen Seite gedrungen, auf der anderen hoch aufragend. Die Form dieses Kometen sei "über alle Maßen uneinheitlich", teilt die Esa mit. Jetzt hat Darmstadt wirklich ein Problem. Wie soll man darauf nur landen?

Es gab einmal einen Himmelskörper, der war von ähnlich schrundiger Gestalt. Er litt unter ständigen Einschlägen und Kollisionen mit anderen Körpern, eine davon so dramatisch, dass aus dem aufgerissenen Material ein Begleiter entstand, ein Mond. Es muss damals sehr heiß gewesen sein. Die gesamte Oberfläche eine Hölle aus Vulkanen und geschmolzenem Stein – so sah es auf der Erde aus, kurz nach ihrer Geburt vor viereinhalb Milliarden Jahren.

Wenn hier Wasser floss, dann muss es ins Weltall verdampft sein. Danach weitere Einschläge, eine letzte Serie noch, das "Große Bombardement" vor knapp vier Milliarden Jahren. Und schon kurz darauf passierte das, was bis heute ein Rätsel bleibt: Das Leben kam zur Welt. Die ersten Spuren organischen Materials, gefunden in Grönland, sind unfassbare 3,9 Milliarden Jahre alt.

Alles Leben auf der Erde ähnelt sich. Es speichert Informationen in DNA; es ist, von der Alge zum Menschen, aufgebaut aus gerade 20 Aminosäuren; und die wiederum sind nichts anderes als Konstruktionen aus einigen wenigen Bausteinen, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff. Der Konsens unter Forschern lautet, dass es einen Urahn des Lebens gab, aus dem alles andere folgte. Vielleicht in irgendeinem Tümpel oder an einer geschützten Stelle im Meer. Vielleicht schlug dort ein Blitz ein und lieferte die nötige Energie, damit sich die Bausteine zusammenfügen konnten, am Ende zu Bakterien und Algen, die Sauerstoff produzierten.

Rätselhaft nur, woher das Wasser kam, das nötig ist, damit Leben leben kann. Wie es einen Planeten erreichte, der gerade noch einer feurigen Urmasse ähnelte.

Am Anfang erschien es wie eine Wahnsinnsidee, inzwischen steigt die Zahl ihrer Anhänger: Kometen könnten Eis aus den kühlen Randzonen des Sonnensystems herangeschafft haben. In jenem letzten "Großen Bombardement", als lauter Himmelskörper auf der Erde einschlugen. Irgendwie muss die Erde dieses Eis,

geschmolzen zu Wasser, bei sich behalten haben, sodass sich daraus die Ozeane formten. Man spricht vom "Blauen Planeten", dabei macht Wasser nur 0,02 Prozent der Erdmasse aus. Ein paar Einschläge größerer Kometen reichen aus, um es zu importieren.

Das Wasser, das wir trinken und in dem wir baden, soll also von skurrilen Eisbrocken wie 67P/C-G stammen.

Man kann diese These testen. Dafür muss man Wassermoleküle von der Erde mit solchen von Kometen vergleichen. Wasser hat eine bestimmte Signatur, sie ergibt sich aus Isotopen, ihrem Verhältnis zueinander, solchen Dingen. Diesen Identitätstest erledigt das Messinstrument Rosina von der Universität Bern.

Vielleicht haben Kometen nicht nur das Wasserproblem gelöst, sondern noch ein anderes. Durchaus möglich, dass die Bausteine des Lebens sich bereits in ihnen vorfinden. Cosac, eine Apparatur aus Göttingen, soll den Kometen 67P/C-G anbohren und Stoffe in einem winzigen Ofen verbrennen und analysieren. Aminosäuren oder ihre Verwandten zu finden wäre eine Sensation: Während des "Großen Bombardements" könnte der Kometenstaub, durchsetzt von organischen Substanzen, aus riesigen Wolken auf die Erde herabgerieselt sein.

Letztlich steht die Frage im Raum, woher die Grundlagen des Lebens stammen. Vielleicht sind sie weiter verbreitet, als man glauben mag. Also nicht nur Resultat von Ereignissen auf der jungen Erde, sondern angelegt in der Art, wie das Sonnensystem seine Himmelskörper zusammenbaut. Vielleicht strebte das ganze All seit seinem Beginn in Richtung Leben, und das hieße, es gäbe eine Art universalen Bausatz dafür. Würde Cosac dies belegen, dann wäre es gar nicht so unwahrscheinlich, dass es auch außerhalb der Erde Leben gibt.

Was wäre das für eine Pointe: Lange glaubte die Menschheit, dass Kometen das Chaos bringen, Kriege und Krisen. Dabei brachten sie einfach nur – das Leben. Uns.

Als sich Rosetta im Sommer ihrem Ziel nähert, hat Andrea Accomazzo bereits sein schwierigstes Manöver geplant. Rosetta dreht in 30 Kilometer Höhe Schleifen um den Kometen, später werden es 20 Kilometer sein, dann 10. Die Reiseflughöhe eines Verkehrsflugzeugs, mitten im Weltall. In dieser Zeit bekommt Accomazzo eine

Nachricht von einem seiner alten Pilotenfreunde: "War ja klar, dass Dir der Himmel nie genug war."

Die Raumsonde verwandelt sich jetzt in ein Messinstrument. Sie ermittelt die Temperatur auf der Oberfläche des Kometen, minus 70 Grad. Sie erfasst sein Gravitationsfeld und schickt Zahlen herab, aus denen sich seine Masse berechnen lässt, zehn Milliarden Tonnen. Landkarten werden gezeichnet, Orientierungspunkte eingetragen. So enthüllt 67P/C-G nach und nach seine Eigenschaften. Er ist ein wenig kleiner als gedacht, Durchmesser etwa vier Kilometer.

An einem Wochenende im September versammelt sich der Tross der Wissenschaftler in Toulouse. Wieder ein Konferenzraum, wieder halten geschlossene Jalousien die Welt auf Abstand. Wieder Kaffee, der durch den Tag trägt. Heute soll die Stelle ausgewählt werden, an der man sich auf dem Kometen eine Landung zutrauen kann.

Rosetta fliegt störungsfrei, nur die deutsch-französische Achse steht unter Druck. Da war dieses Treffen im August, zu dem die Medien eingeladen waren, BBC, japanisches Staatsfernsehen. Vorher hatten die Gremien getagt, aber Jean-Pierre Bibring, der französische Chefwissenschaftler des mobilen Labors, ließ sich nicht blicken. Die Forscher erzählten sich, Bibring dürfe nicht auf die Bühne und sei deshalb beleidigt. So saß dann der Kölner Projektleiter Stephan Ulamec im Kameralicht und gab seine Interviews, und abseits stand einer von den Deutschen, jung, alert, managerhaft, einer dieser Typen, die auch Werksleiter bei Audi sein könnten, und kommentierte: "Der Bibring soll sich nicht so anstellen. Die Deutschen haben sich eben finanziell am meisten beteiligt."

Spätestens da war klar, dass manche Dinge noch wichtiger sind als die Frage, wie das Leben in die Welt kam. Machtfragen in Europa zum Beispiel.

Bibring hinterher: "Ich hatte private Gründe."

Ulamec: "Vielleicht musste er ja zum Kindergeburtstag."

In Toulouse sitzen die Wissenschaftler um einen runden Tisch wie die Politiker bei einer Sitzung des Europäischen Rats, in der zweiten Reihe halten die Hilfskräfte ihr Detailwissen bereit. Nichts zu sehen von Bibring, aber eine Stunde nach Beginn stolpert er in den Raum, kaugummikauend, die obersten Hemdknöpfe offen. Großer Auftritt. "Er sieht aus wie einer dieser reichen, fitten Rentner in Cannes", flüstert jemand aus Ulamecs Delegation.

Auf Forscherart wird nun die Landeplatzsuche angegangen. Die Runde einigt sich zunächst auf Kriterien: Topografie zählt 15 Prozent, Felsen-Statistik 15 Prozent, Sichtbarkeit 10 Prozent ... Dann setzt die Elite der europäischen Weltraumforscher 3-D-Brillen auf. Das Flüstern erstirbt, und von einem Bildschirm springt ihnen 67P/C-G entgegen, steht im Raum, dreht sich um die eigene Achse. "Aus so großer Nähe ist noch nie ein Komet betrachtet worden", sagt jemand. Vielleicht begreifen sie erst jetzt, worauf sie sich eingelassen haben.

Die Oberfläche zernarbt, roh, übersät von Felsen. Krater türmen sich auf, dann wieder zerklüftete Schluchten, Hochebenen und Steilhänge. So sieht also ein Himmelskörper aus, dem die vergangenen viereinhalb Milliarden Jahre kaum etwas angetan haben. 67P/C-G ähnelt einer Kreuzung aus Death Valley und Himalaya.

Den Rest des Tages verbringen die Forscher mit einer verhältnismäßig konstruktiven Debatte. Landeplatz I wirkt zu stark aufgeraut, "eine einzige Gänsehaut", wie einer der Franzosen erläutert. B ist eine "nette Senke", aber dort liegen nach neuester Zählung 329 Felsen herum. "Moment", ruft jemand, "wir haben keine Ahnung, was genau diese Felsen sein sollen. Ob sie weich sind oder hart, pudrig oder aus Stein." Die Deutschen geben zu bedenken, auf B sei die Beleuchtungssituation nicht optimal, ein Nachteil für den Solarbetrieb. Es geht auch um "Ausgasungsraten" und "asymmetrische Touchdown-Bedingungen". Die Arme aufgestützt, hellwach lauernd, lehnen sich Bibring und Ulamec beide vor, damit in jedem Moment ihre Hand nach vorn schnellen kann, zum Mikrofon. Aber alles bleibt zivilisiert. "Nicht ganz klar, wer hier wen an den Eiern hält", kommentiert ein Forscher in der Pause. Danach läuft die Debatte auf Landeplatz J zu. Eine Terrassenstruktur am kleineren Ende des Kometen, leider mit Senken und Klippen,

dafür stören dort nur 93 Felsen. Beleuchtung und Erreichbarkeit gut. J ist ein klassischer europäischer Kompromisskandidat.

Am Abend fahren die Kometenforscher in einem Mietboot auf der Garonne und essen Gänsestopfleber. Zum Sternenhimmel blickt niemand. Eine Französin erzählt, sie träume nachts von Kometenschluchten, ein Brite gesteht, er könne kaum noch schlafen, und Jean-Pierre Bibring läuft umher, ein Weinglas in der Hand, und sucht nach Verbündeten.

Tags darauf im Konferenzraum versucht Bibring, Landeplatz J zu kippen. Aber Ulamec fällt es leicht, seine Nörgeleien zu stoppen: "Jetzt hör schon auf." Sie kennen sich seit Jahrzehnten und keifen nur miteinander. Sie sind aufeinander angewiesen und können nicht allein. Am Ende funktionieren sie nur zusammen. Sie sind wie ein altes Ehepaar.

Später an diesem Tag wird Bibring vom Landeplatz J schwärmen und von der neuen Ära der Raumfahrt, die dort beginne. Manche Niederlagen sind zu klar, um dagegen anzukämpfen.

Einige Wochen später gibt die Esa den Landetermin bekannt: 12. November, gleich nach dem Feiertag in Frankreich. Es heißt, dies sei aus Sicht der Ingenieure der beste Zeitpunkt. In Darmstadt ist zu hören, der Wunsch der Franzosen, ihr Gedenken an den Ersten Weltkrieg nicht zu stören, habe auch eine Rolle gespielt.

Seit 15 Jahren arbeitet Andrea Accomazzo jetzt daran, den Kometen 67P/C-G für Europa in Besitz zu nehmen. Einmal in der Anfangszeit fand seine Frau einen Zettel, darauf der Name "Rosetta" und eine Telefonnummer. Er betrügt mich mit einer anderen, dachte sie. Irgendwie stimmte das.

Viele in seinem Team tragen einen Talisman – Rosetta als Anhänger, als Brosche oder Krawattennadel. Und Accomazzo betritt manchmal einen kleinen verglasten Raum auf dem Gelände der Esa in Darmstadt. Dort steht ein Modell, ein Zwillingsbruder der echten Raumsonde. Sanft streichelt Accomazzo über die Nähte der Schutzfolie. Befühlt Kabel, beugt sich hinab und blickt ins Innere der Sonde, zu den Treibstofftanks, die dort lagern wie Weinfässer. "Wollte immer durchs Weltall fliegen", murmelt er.

Er hat miterlebt, wie die Väter des Projekts in Rente gingen. Einer ist heute dement und weiß nichts mehr von Rosetta, einige leben im Altersheim, andere mussten sich gerade erst verabschieden. Jeder von ihnen wird die große Show verpassen wie ein Gitarrist, der aus einer Garagenband rausgeworfen wird, ein paar Monate bevor sie im Central Park auftreten darf. Die Bürokratie der europäischen Raumfahrt kennt kein Erbarmen mit Lebensträumen.

Es sind jetzt nur noch wenige Tage, dann wird Rosetta aus ihrer Umlaufbahn ausscheren und scharf abdrehen, um Platz zu gewinnen für das eine Manöver, von dem alles abhängt. Am kommenden Mittwochmorgen wird die Sonde auf den Kometen zusteuern, und Andrea Accomazzo und all die anderen werden die große Bühne betreten, den Hauptkontrollraum der Esa in Darmstadt. Kurz nach neun werden sie entscheiden müssen, ob sie das mobile Labor abwerfen. Zehn Jahre Flug, eine Milliarde Euro Kosten, 6,5 Milliarden Kilometer Reisestrecke, alles wird sich in diesem Moment verdichten.

Langsam, unendlich langsam, sieben Stunden lang wird Philae herabschweben. Europa erobert seinen Kometen im Fußgängertempo. Mit maximal 3,42 km/h wird Philae die Oberfläche touchieren. Was dann folgt, kann niemand vorhersagen. Vielleicht trifft Philae auf einen weichen Boden, in den man sich gut einbohren kann. Vielleicht ist der Komet auch hart wie Beton und schleudert Philae zurück. Vielleicht liegt irgendwo ein Felsen im Weg, und Philae kippt um. Oder das, was wir Felsen nennen, ist so weich wie Watte – und Philae versinkt.

Um 17 Uhr wird in Darmstadt ein Funksignal eingehen, eine dieser Zahlenkolonnen auf einem Schirm. Oder das Signal bleibt aus.

Accomazzo wirkt gelassen in diesen Tagen. Er hat getan, was er tun konnte, sagt er. Und egal was passiert, selbst wenn Philae verloren geht, Rosetta wird den Kometen weiter umzirkeln. Fliegen im All, das ist ein ständiges Fallen ins Nichts, umhüllt vom Schweigen des Vakuums, beleuchtet von einem schwachnebligen Licht. Im Lauf der Zeit wird sich das Licht aufhellen; Rosetta und der Komet werden gemeinsam auf die Sonne zufliegen, in die Wärme und Hitze hinein, der Komet wird seinen Schweif zeigen, und Rosetta wird all dies als Zeugin für die Forscher dokumentieren.

In ein paar Jahren werden die Energiereserven ausgehen, dann verschwindet Rosetta in den Tiefen des Alls. Andrea Accomazzo allerdings hat da eine Idee. Er muss seine Kollegen noch davon überzeugen, aber er würde Rosetta am Ende gern auf 67P/C-G landen lassen. Ein letztes Manöver, eine Art assistierter Suizid. Rosetta wäre dem Kometen nahe, solange es nur geht.

Deutscher Reporterpreis 2015

Kategorie: Webreportage

Fabian Biasio, Alice Kohli, Simon Wimmer und Thomas Preusse mit "Good Night, Malaysian 370“

http://mh370.nzz.ch/#/

Reporter FORUM

www.reporter-forum.de

Sie sprechen nicht zu uns

Die Theatermacher haben ein gestörtes Verhältnis zur Tradition. Sie erklären klassische Figuren für tot oder lassen sie als Zombies über die Bühne irren. Anmerkungen zum Saisonauftakt

Von Peter Kümmel, DIE ZEIT, 10.09.2015

Der große englische Theaterregisseur Peter Brook sagt, im Kino laufe alles auf das zweiäugige Sehen, den Doppelblick hinaus. Gemeint ist dies: Um einen Film zu sehen, braucht man, bildlich gesprochen, ein kaltes (durchschauendes) und ein naives (unschuldiges) Auge. Das kalte Auge sieht Handwerk, Technik und Machart, wo das naive Auge Schicksal und Drama sieht. Das kalte Auge weiß, dass Marlon Brando ein Schauspieler ist, aber das naive Auge folgt gespannt dem Schicksal der Figur, die er verkörpert. Mehr noch: Das kalte Auge weiß, dass Brando längst tot ist, aber das naive Auge ist von seiner Lebendigkeit und der Wahrhaftigkeit der Handlung überzeugt.

Das Wunder des Kinos besteht, kurz gesagt, in dem Glauben, dass die Filmfigur ein Leben hat, das über die Existenz ihres Darstellers hinausgeht. Dass dieses Wunder funktioniert, erkennt man an alten Filmen, die wahre Totenschiffe sind, wenn man die Biografien der Mitwirkenden liest. Dennoch sind sie voller Zuversicht und Leben.

Was dem Kino oft gelingt, fällt dem Theater immer schwerer: eine Figur der Vergangenheit (oder der Fantasie) mit einem realen Darsteller zu verschmelzen. Während wir es schaffen, vom Tod Marlon Brandos zu wissen und an das Leben seiner Figur doch zu glauben, gelingt uns diese großartige Fehlwahrnehmung im Theater zunehmend seltener: Wir sehen den Schauspieler, aber wir glauben nicht mehr, was er spielt. Vielleicht ist das gar keine Frage von Gelingen und Scheitern, sondern die Folge eines gekündigten Vertrages zwischen Bühne und Saal.

Zunächst: Wie lautete die frühere Übereinkunft, der alte Vertrag? Ungefähr so: Ein Schauspieler versucht, eine Figur zu erschaffen. Er stellt etwas her aus dem mit den Zuschauern geteilten Kinderglauben, auf der Bühne sei ein Leben möglich, das anderswo nicht ist. Und das nur entsteht, weil alle an diesem Abend im selben Raum sind: die Schauspieler und die Zuschauer.

Heute, 10 000 ironische Jahre später, sind die Schauspieler und die Zuschauer allenfalls in ihrem Unglauben vereint. Weder ist den Theaterspielern daran gelegen, die Doppelerscheinung herzustellen; noch stimulieren sie die Zuschauer, den Doppelblick zu entwickeln. Immer öfter wird, wenn Stücke toter Autoren gespielt werden, augenzwinkernd signalisiert, dass die Figuren dieses Autors Geschöpfe eines Toten und also selbst Tote seien. Beziehungsweise Untote. Man meint dieses Augenzwinkern im Saal regelrecht zu hören.

Von der Lebensglaubwürdigkeit des Schauspielers strahlt nichts ab auf seine Figur. Der typische Darsteller klassischer Rollen glaubt nicht mehr an die Welt, die er herstellt, schlimmer noch, er glaubt nicht an die Figur, die er darstellt. Er hält es nicht für möglich, dass diese existieren könnte – weil er nicht für möglich hält, dass er in der Lage sein könnte, sie zur Erscheinung zu bringen. Kurzum: Die Figur selbst spricht nicht zu ihm, wie sollte er sie dann zu uns sprechen lassen können?

Der Satz von Heiner Müller, man müsse die Toten befragen, bis sie die Energie preisgegeben haben, die mit ihnen begraben worden ist, hat sich erledigt. Man befragt die Toten nicht mehr, man schüttelt sie nur noch wie in einem Scheinverhör – Leblose, denen aufgrund der harten Befragungsmethoden die Sinne geschwunden sind.

Der Zuschauer gewinnt den Eindruck, dass wir keinen Zugang mehr zu vergangenen Zeiten und Ideenwelten haben, sondern mit uns allein sind. Und dass, umgekehrt, die »klassischen« Figuren, in deren Namen auf der Bühne gehandelt wird,

unwiederbringlich verloren und im Spiel nicht zurückzuholen, sondern nur zu denunzieren sind. Sie taugen oft bloß noch als Handlanger des Regisseurs bei dessen Eingriff am Text: Ja, viele Inszenierungen wirken, als sei dieser Eingriff der eigentliche Inhalt der Inszenierung, die geheime Handlung.

In seinem Roman Der Mann ohne Eigenschaften beschreibt Robert Musil, wie Ulrich, der Protagonist, zum Begräbnis seines Vaters in die Stadt seiner Kindheit fährt. Informiert über den Tod des Vaters wird Ulrich gespenstischerweise von einem Telegramm, das der sterbende Vater noch selbst diktiert hat. Das Telegramm ist die Botschaft des Alten, die vom Jungen nicht mehr beantwortet, sondern nur noch als undeutliche Anweisung begriffen werden kann. Musil schreibt: »... und doch flatterte von diesem Vorgang, worin die Gegenwart eine Zukunft zu beherrschen versuchte, die sie nicht mehr zu erleben vermochte, ein unheimlicher Leichenhauch zornig verwesten Willens zurück!«

Das bezeichnet ziemlich genau die Energie, die viele Theaterleute heute wahrnehmen, wenn sie alte Dramen lesen. Nur den »Leichenhauch zornig verwesten Willens« scheinen sie aus ihnen zu erwittern – die Anmaßung der Toten, die unter den Nachgeborenen immer noch gelten wollen. Indem aber das Bewusstsein schwindet, ein »Nachleben« zu führen, stirbt auch die Vorwelt. Und es verschwindet der Botendienst, der zwischen Vorgänger und Nachfolgendem vermittelt: die Idee der Überlieferung. Man ist unzuständig für diesen Leichenhauch. Man ist von ihm angewidert.

Wer unwillens ist, sich ein Vorleben vorzustellen, an dem er nicht teilgenommen hat, der ist auch kaum imstande, sich ein Leben vorzustellen, an dem er selbst gern teilnehmen würde, geschweige denn ein zukünftiges Leben, an dem seine Nachkommen teilhaben könnten.

Was bleibt? Der Moment auf der Bühne. Orhan Pamuk hat gesagt, er sei Schriftsteller geworden, um sich in andere hineinzuversetzen. Früher hat man von Schauspielern Ähnliches gehört, wenn sie nach dem Grund ihrer Berufswahl gefragt wurden. Inzwischen scheint dieses Motiv aus der darstellenden Kunst zu verschwinden. Stattdessen gilt: Der Bühnenkünstler von heute – im neuen Bühnendeutsch: der Performer – will seine Zuschauer dazu bringen, sich in ihn hineinzuversetzen. Früher war der Schauspieler die Symbolgestalt eines gemeinsamen Glaubens an so etwas wie die Lesbarkeit des Menschen. Heute scheint er zu sein: die Symbolgestalt der Unlesbarkeit aller.

In Peter Handkes Roman Der große Fall, der von einem einzigen Tag im Leben eines Schauspielers handelt, wird eine bemerkenswerte Szene beschrieben: »Dann schnitt er das Brot an, eine vollkommene Scheibe, was für ein herzhaftes Geräusch, und sagte laut zu sich selber: ›Kein Tag ohne Brotschneiden.‹ Wie er doch mit solchem Schneiden alle die vor ihm wurde und frisch verkörperte.«

Der Schauspieler, indem er das Brot anschneidet, macht eine Erfahrung und spielt sie zugleich: Er verwandelt sich in all jene und stellt all jene dar, die jemals Brot geschnitten haben.

Als ich diese Sätze las, wurde mir klar, was mir im Theater heute meistens fehlt: Szenen, in denen einer etwas Uraltes frisch verkörpert, ohne dass es bombastisch entgleist oder zu einem letztgültigen Vorgang wird. Dass sich einer beiläufig »einschreibt« in eine Tradition, statt sie gleich für beendet zu erklären. Das Alltägliche ist aber auf der Bühne offenbar ungeheuer schwer herstellbar. Es geht im Spiel nicht mehr um die frische Verkörperung von Handlungen, Situationen, Erfahrungen, sondern um End-Erfahrung, um ausradierende, auslöschende Verkörperung.

Frank Castorf hat in dieser Zeitung gesagt, dass der Vampirfilm From Dusk Till Dawn von Robert Rodriguez und Quentin Tarantino ihn tief geprägt habe. Wenn man

sich das Schlussbild dieses Films in Erinnerung ruft, hat man ein ideales Bühnenbild: Man sieht eine Wüstenbar, eine Truckerkneipe, deren Rückseite sich zu einer gewaltigen Grube hin öffnet, die voller abgestürzter Trucks ist (deren Fahrer die Nacht in der Kneipe nicht überlebt haben, da sie von den Bewohnern der Kneipe verschlungen worden sind). Es zeigt sich, dass die Amüsement-Hölle nur die Spitze eines riesigen, im Sand eingegrabenen Zombie-Tempels ist.

Und so beschwört das Theater immerzu dieses Schlussbild: Es zeigt uns unsere eigene Gesellschaft am Rand der Grube, im Moment, bevor wir (hoffentlich) hineinfahren.

Der oberste Gemeinplatz lautet: Wir sind entweder schon alle Zombies (man sehe Inszenierungen von Frank Castorf, Sebastian Hartmann, Armin Petras, Martin Kušej, Michael Thalheimer), oder wir werden von ihnen verfolgt und kämpfen hoffnungslose Rückzugsgefechte. Zombies, die uns verfolgen, sind: Banker, Manager, Computerleute, Krieger, die Medien, die soziale Kälte, der Markt, die Maschine, die Sprachlosigkeit, das deutsche Wesen. Alles in allem ist der Zombie eine billige und todsichere Denkfigur: Da wir das Leid der Welt nicht abwenden, da wir nicht retten und handeln, da wir sogar, ziemlich unbehelligt von fremdem Unglück, unseren Komfort genießen, sind wir selbst Unrührbare, also Untote.

Wir haben es nicht besser verdient. Nur der Regisseur hat es besser verdient, weil er es auf sich genommen hat, uns den Spiegel vorzuhalten. In einer Woyzeck-Inszenierung von Wilfried Minks am Zürcher Schauspielhaus schoben sich die Zuschauertribünen am Ende auf den armen Woyzeck zu und überrollten ihn. Diese Szene sagt es in einer einzigen Geste: Wir selbst sind die Zombies.

Im schlimmsten Fall entsteht Ausradierungskitsch wie unlängst in Armin Petras' Stuttgarter Inszenierung des Romans Pfisters Mühle von Wilhelm Raabe. Raabes Text über ein frühes Umweltverbrechen wird zum Anlass einer postapokalyptischen Revue:

Spielort ist ein unterirdischer Abwasserspeicher, eine Kathedrale der Gülle, in der sich ein paar Übriggebliebene festgesetzt haben, Untote, die Szenen einer gescheiterten Zivilisation aufführen. Die Welt ist untergegangen, und der Regisseur sagt: Gut so. Aber wie stolz er es sagt!

Kurzum: Der Regisseur erweist sich als Organisator einer eigenartigen Gegenüberstellung – Untote auf der Bühne stehen potenziellen Untoten im Saal gegenüber. Erkennen sie einander wieder?

Seht, euer Leben ist ohne Leben. Ihr seid gar nicht wach. Ihr vegetiert! Der Befund von der Leblosigkeit des Menschen wird von der Kunst immerzu und nicht erst in diesen Jahren gestellt, aber auffällig ist doch, wie vorhersehbar und in welch bestechender technischer Brillanz man ihn heutzutage illustriert: mit der Hilfe von Videofilmen (bei Castorf und, ganz anders, bei Katie Mitchell); durch einen Text, der ausschließlich vom Band kommt, sodass die Spieler nur noch Sklaven der Sprache sind (in Inszenierungen der Regisseurin Susanne Kennedy, die künftig zum Leitungsteam der Berliner Volksbühne gehören wird); mit Mikrofonen, die so ausgesteuert sind, dass sie den Atem des Schauspielers zum eigentlichen Text machen und die Stimmen so klingen lassen, als wehten sie aus dem Jenseits herüber: Toter Sprecher spricht toten Text.

Ein Zombie ruht auf dem Grund jedes Dramas, ein Untoter schläft in jeder Komödie. So entstehen Konventionen der Blasiertheit und Ermüdung, die kaum noch aus dem deutschen Theater wegzudenken sind. Es wäre heute geradezu riskant, den Dialog zwischen zwei Figuren so zu spielen, dass die beiden einander, während sie reden, in die Augen sehen. Diese Urszene menschlicher Kommunikation kommt kaum mehr vor. Sie gilt als eine Manier des wellmade play, des öden Konversationsstücks aus tiefster Theatervergangenheit. Stattdessen sieht man: einen Mann, der an der Bühnenkante steht und mit hängenden Armen übers Publikum hinweg in den Saal spricht, weit vorbei an seinem Dialogpartner. Diese schier geometrisch berechenbare

»Situation« ist zur obersten Schablone des gängigen Theaters geworden: Zwei Zombies im Dialog; ihre Blicke kreuzen sich in der Unendlichkeit. Viele Regisseure inszenieren das so, und man ahnt, was dahintersteckt: die Angst, sie könnten sich lächerlich machen und hinter eine gängige Formensprache zurückfallen. Wer aber nicht das Risiko eingeht, zurückzufallen, wie sollte der Distanz gewinnen zur Gegenwart? Wie sollte er die eigene Zeit erkennen?

»Der Zombie«, schrieb Thomas Groß in dieser Zeitung über den Gespensterforscher Mark Fisher (ZEIT Nr. 7/15), »ist zur zentralen Metapher der Kapitalismuskritik aufgestiegen. Es gibt Zombie-Banken, Zombie-Länder, Zombie-Politiker« – und es gibt, so muss man anmerken, Zombie-Theater, worin szenische Vorwelten und dahingegangene Menschenmöglichkeiten symbolisch verwaltet und vorgeführt werden wie abgeschlossene Sammelgebiete, mit der Geste absoluter Herrschaft.

Manchmal denkt man, das alles ist vor allem ein Symptom der Selbstüberschätzung: Wir zeigen euch noch mal den »auserzählten« Menschen – und lassen ihn dann, in Gestalt von Hamlet, Karl Moor, Hedda Gabler, endlich auf den Grund der Geschichte sinken.

Der Soziologe Georg Simmel hat in seiner Studie Die Großstädte und das Geistesleben (1903) die Blasiertheit als die Notwehr des Großstädters gegen die Reize beschrieben, denen er ausgesetzt ist: Die tiefste Form dieser Schutzhaltung besteht darin, sich nicht mehr rühren zu lassen – »um den Preis«, so Simmel, »die ganze objektive Welt zu entwerten, was dann am Ende die eigene Persönlichkeit unvermeidlich in ein Gefühl gleicher Entwertung hinabzieht«. Wenn man die Herablassung sieht, mit der sich, zumal in Berlin, in vielen Aufführungen die Unrührbaren auf der Bühne und die Unrührbaren im Theatersaal begegnen, muss man sagen: Simmel hat es so kommen sehen.

Wäre also Blasiertheit das Wesen der vielen untoten Stunden, die man im Theater erlebt? Ich glaube eher, hinter alldem steckt Angst. In Oliver Stones Film Savage sind zwei Killer unterwegs zu einer Begegnung mit ihren Feinden, sie werden diesen Tag wohl nicht überleben. Auf dem Weg zum Showdown sagt der eine zum anderen: »Wenn du dir vorstellst, dass du tot bist, schon von Geburt an, ist alles kein Problem mehr.«

Also stellt man es sich vor. Die Verheißung der Zombie-Kultur liegt ja gerade darin: Man stirbt nicht, wenn man von einem Untoten gebissen wird, sondern man wird selbst einer. Man knurrt auf einer primitiven Bestien-Stufe seiner selbst unendlich weiter – und lebt sich endlich aus. Wenn man einen Zombie-Film mit den Augen des Zombies betrachtet, verliert er seinen Schrecken. Aber sollte das wirklich die letzte Utopie sein, der wir noch folgen können?

WEISSE WÖLFE

Eine grafische Reportage über den rechten Untergrund

Von David Schraven, CORRECT!V, 10.01.2015

Meine Geschichte ist für die Kategorie **Innovation:** Weil sie nirgendwohin passt.

Meine Geschichte ist eine investigative Recherche, die eine Reportage wurde. Eine Reportage, über den rechten Untergrund, Terroristen, die über Grenzen hinweg zusammenarbeiten. Die Waffen handeln und Sprengstoffe. Die Anschläge planen und durchführen. Ich habe die Idee der rechten Gewalt herausgearbeitet. Den versuch einen Rassenkrieg anzuheizen.

Ich habe die Geschichte nicht als klassische Reportage aufgeschrieben. Weil ich dann nur die erreicht hätte, die sich sowieso mit dem Thema beschäftigen. Ich hätte katholische katholischer gemacht. Ich wollte aber die Evangelen erreichen. Die Menschen, die sich noch nicht mit dem Thema beschäftigt haben – oder die davon nichts mehr hören wollen. Ich wollte die Aufklärung dahin bringen, wo sie Menschen. Vor allem junge Menschen interessiert.

Ich habe die Reportage deswegen mit Jan Feindt zu einer grafischen Reportage aufbereitet. Die Geschichte ist gezeichnet – und wahrhaftig. Das Buch finden Sie anbei.

Aber damit hört die Arbeit nicht auf. Ich habe aus dem Buch eine Web-Reportage gemacht, die sie hier finden:

http://weisse-woelfe-comic.de/

Zudem habe ich die grafische Reportage so umgebaut, dass sie für alle Endgeräte mobil konsumierbar ist. Sie können hier nachsehen:

http://weisse-woelfe-comic.de/lesen/

Weiter habe ich aus der grafischen Reportage eine Ausstellung gemacht, um mit der Geschichte über die Dörfer zu ziehen. Wir hatten Ausstellungen in Berlin, in Dortmund, in Lörrach und Greifswald. Nun wir ziehen weiter, nach Thüringen, nach Kassel.

Über all organisieren wir Diskussionsveranstaltungen und Themenabende. Bis heute sind hunderte Leute zu den Veranstaltungen gekommen. Das Buch ist ein Bestseller – im Bereich Graphic Novel – mit der 3. Auflage in Höhe von rund 6000 verkauften Exemplaren.

Ich will mit der Geschichte den Journalismus aus der bekannten Ecke herausholen. Ich will neue Wege bereiten, um neue Impulse zu setzen, zum Nachdenken und Spaß haben.

Sie sagten, sie wollten in der Kategorie Innovation Projekte auszeichnen., die auf originelle Weise den herkömmlichen Journalismus überwinden und in die Zukunft weisen. Ich glaube, das habe ich mit der grafischen Reportage getan.

Wenn Sie Fragen haben, erreichen Sie mich unter

Der Junge, der in den Krieg ging

Samuel, 21, aus Sachsen reiste zum IS nach Syrien. Nach drei Monaten kehrte er zurück. Ist er gefährlich?

Von Jana Simon, ZEITmagazin, 07.05.2015

Dreimal die Woche muss sich Samuel bei der Polizei melden. Es ist ein Donnerstagabend im Frühjahr, er zieht die schwarze Wollmütze über seine rotblonden Haare, die Jeans hängt ein wenig im Schritt, in seinen Ohren stecken Kopfhörer. Der Vater wartet im Auto. Es ist schon dunkel, als Samuel einsteigt. Vor dem Hof der Familie steht ein Polizeiwagen, er steht jetzt öfter dort. Der Vater fährt Samuel zum Polizeirevier von Dippoldiswalde in Sachsen. Es liegt direkt am Markt in einem Haus aus dem Mittelalter. Samuel grüßt den Beamten am Empfang, der bringt ein Formular, notiert die Zeit, Samuel unterschreibt und verlässt die Wache. Er fröstelt, der Wind ist frisch. Später will sich Samuel noch mit Freunden in Dresden treffen.

Wer ihn in diesem Augenblick beobachtet, kommt nicht auf die Idee, dass Samuel drei Monate lang in einem der brutalsten und grausamsten Kriege der Gegenwart war. Samuel ist 21 Jahre alt, ein Sachse, ein Deutscher ohne »Migrationshintergrund«. Er ist nach Syrien gegangen, um im »Islamischen Staat« (IS) zu leben, und ist nun heimgekehrt wie etwa 200 andere Deutsche auch. Samuel ist einer, den die Sicherheitsbehörden dieses Landes einen »Gefährder« nennen. Einer, gegen den ein Verfahren wegen Vorbereitung einer schweren staatsgefährdenden Gewalttat im Ausland läuft. Einer, bei dem ein ganzes Land sich nun fragt: Ist er desillusioniert, traumatisiert, geläutert oder gefährlich?

Wie es nach außen scheint, muss es sich nicht im Inneren anfühlen. Manches, was Samuel erzählen wird, ist nicht nachprüfbar. Was ist sichtbar, und was bleibt verborgen?

Ein Abend im vergangenen November. Ein Besuch bei Samuels Eltern in Dippoldiswalde. Vor drei Tagen hat sich Samuel das erste Mal wieder gemeldet. Aus Syrien. Der Vater sitzt in der Wohnküche des alten Bauernhofes, als die Mail eingeht. Samuel schreibt: Die Eltern sollten sich keine Sorgen machen, es gehe ihm gut, er sei »bei den besten Menschen«. Die Familie hat seit zehn Wochen nichts mehr von Samuel gehört. Es sind Wochen, in denen die Eltern fast verrückt werden, nur noch mit Tabletten ihren Alltag bewältigen können und der Vater sich krankschreiben lassen muss. Es sind Wochen, in denen ihre einzige Hoffnung auf Claudia Dantschke liegt, der Islamismusexpertin und Leiterin der Beratungsstelle Hayat in Berlin, die sich um Eltern kümmert, deren Kinder ausgereist sind, und die immer versichert: »Er wird sich wieder melden. Sie melden sich alle.«

Es sind Wochen, in denen die Eltern versuchen, sich an Vorzeichen für Samuels Weggang zu erinnern, und an alle Freunde schreiben, ob sie wüssten, wie Samuel zur Gewalt stehe. Wochen, in denen sie sich fragen: Ist unser Sohn ein Dschihadist?

Der Gedanke kommt ihnen ungeheuerlich vor. Er stellt auch ihr Leben infrage.

Der Vater ist fünfzig, ein kleiner, athletischer Mann, Verwaltungsleiter einer Schule, die Mutter ist ein Jahr jünger, Angestellte in einer Apotheke, schmal, ihr rotblondes Haar trägt sie kurz. Im Schrank steht das Bürgel-Service aus Thüringen – blau mit weißen Pünktchen, an der Wand kleben Fotos von Berggipfeln, die die Eltern gemeinsam mit ihren vier Kindern erklommen haben. Eine blonde Familie in kurzen Hosen lächelt in die Kamera. An der Wand hängt auch ein Kreuz, Samuels Eltern und Geschwister sind tiefgläubige Christen. Die Eltern blicken sich an. »Wann haben wir mitbekommen, dass Samuel im Koran liest?«, fragt der Vater die Mutter. Sie schweigt, sie erinnert sich nicht mehr genau daran. Es war eine allmähliche Veränderung, eine Entwicklung, die vor etwa zwei Jahren begann.

Da tritt Max in Samuels Leben, zwei Jahre jünger als er, aus dem Nachbarort, groß, gut aussehend, eloquent. Er kann stundenlang reden, so lange, bis der stille Samuel nur noch nickt. Kennengelernt haben sich die beiden schon ein paar Jahre zuvor auf einem Stadtfest. Seinen Eltern stellt Samuel Max nie vor. Aber einmal im Sommer 2013 trifft bei Samuel ein Paket für Max ein. Die Eltern öffnen es zufällig, und darin liegt eine Softair-Pistole, eine Druckluftwaffe. Samuel hat sie für Max bestellt, weil Max noch nicht 18 ist. Die Eltern zwingen Samuel, sie

zurückzuschicken, und verbieten ihm den Umgang mit Max. »Wir glauben, dass das nicht der richtige Freund für dich ist.« Danach gibt es für sie keinen Max mehr. Stattdessen kommt nun ein Florian öfter zu Besuch, stellt sein Moped vor dem Haus ab, fährt mit Samuel in den Urlaub nach Tunesien, hat den Koran gelesen, will Samuels jüngere Schwester auf dem Sofa zum Islam bekehren, isst mit der Familie Abendbrot und diskutiert mit dem Vater über Religion. Florian ist stets sehr freundlich. Die Eltern schöpfen keinen Verdacht. Dass Florian Max ist, erfahren die Eltern erst nach der Ausreise der beiden nach Syrien. Samuel lässt seine Eltern im Ungewissen. Absichtlich.

Im Oktober 2013 zieht Samuel nach Jena, um Sportwissenschaften zu studieren, er will Lehrer werden. Die Eltern sehen ihn alle drei bis vier Wochen, vieles beobachten sie nun aus der Ferne. Die Frage ist: Wie viel können Eltern noch von ihren erwachsenen Kindern wissen?

Was die Eltern wissen, ist, dass Samuel den Koran liest, dass er sein Titelbild auf Facebook ändert: Früher war es der Elektro-Musiker Paul Kalkbrenner, jetzt ist es ein reich verzierter Einband des Korans. Sie wissen auch, dass er im Frühjahr 2014 zum Islam konvertiert, dass er auf der Suche ist, viele Fragen hat. Wenn er sie am Wochenende und in den Ferien besucht, will er mit ihnen diskutieren, sie von seinem Glauben überzeugen. Die Eltern waren in der DDR in der kirchlichen Opposition aktiv, haben sich für freie Wahlen eingesetzt. Nun versucht ihr Sohn sie vom Wählen abzuhalten. Demokratie, ein System für Ungläubige. Manchmal kommt die Mutter von der Arbeit nach Hause, und Samuel wartet schon in der Küche, fordert sie auf, ihm zuzuhören, mit ihm Videos anzusehen von Islamwissenschaftlern, aber auch von Pierre Vogel, einem der einflussreichsten islamistischen Prediger Deutschlands. Die Mutter will guten Willen zeigen, ihren Sohn nicht zurückstoßen. »Ihm zuliebe habe ich das angeschaut.«

Als die große Schwester Samuel zum Studienanfang 2013 ein Paket mit Lebensmitteln schenkt, lehnt er ab, das meiste davon darf er nicht mehr essen: Currywurst, Gummibärchen, Salami. Als der zwei Jahre ältere Bruder Jakob mit Freunden im Garten grillt, setzt sich Samuel an einen eigenen Tisch, auf dem kein Alkohol steht. Er betet nun fünfmal am Tag, seine Hosen krempelt er hoch bis über die Knöchel. Als die Mutter ihn darauf anspricht, antwortet er, die Knöchel zu bedecken

sei haram, verboten. Wenn die Familie am Tisch sitzt und betet: »Komm, Herr Jesus, sei unser Gast«, findet Samuel das lächerlich. Also wählt der Vater, wenn Samuel dabei ist, ein anderes Tischgebet. Je toleranter die Familie reagiert, desto weiter scheint Samuel zu gehen, desto mehr scheint er den Respekt zu verlieren.

Der Höhepunkt ist erreicht, als Samuel ein paar Wochen vor seiner Abreise nach Syrien im vergangenen Sommer beim Abendessen nicht nur seinen Teller ableckt, sondern auch seinen Vater dazu auffordert. Es darf kein Krümel übrig bleiben. Die Eltern sind zum ersten Mal sprachlos. Mohammed, der Prophet, habe auch den Teller abgeleckt, sagt Samuel. »Aus heutiger Sicht hat er sich im Vergleich zu seinem bisherigen Leben radikal verändert, aber wir haben das als strenggläubig eingestuft«, sagt der Vater. Die Eltern denken, das seien die religiösen Regeln, an die sich Samuel halten müsse. Sie werden nicht laut, sie streiten nicht, sie akzeptieren es. Religiosität ist in der Familie tief verankert, vielleicht fällt es ihr deshalb so schwer, Samuels Irrweg zu erkennen und ihn zu kritisieren. Sie sehen die Zeichen einer Radikalisierung, aber können sie nicht richtig deuten.

Nur einmal hat der Vater so etwas wie eine Vorahnung. Im Fernsehen schaut er eine Sendung, in der ein Mann von seinem Sohn erzählt, der viel Geld vom Konto abgehoben habe und dann mithilfe von Schleusern nach Syrien gereist sei. Kurz darauf fehlt auch auf Samuels Konto Geld. »Da hatte ich das erste Mal Angst«, sagt der Vater. Aber Samuel hat eine Erklärung dafür, und seine Mutter beruhigt ihren Mann: »Sammy fährt doch nicht in den Krieg!«

An einem Sonnabend im März 2015 sitzt Samuel auf dem Bett und schreibt sich auf Facebook mit einer Freundin. Seit er wieder zu Hause ist, wohnt er in seinem alten Zimmer bei den Eltern. Durchs Fenster blickt er in den Garten, dahinter beginnen die Felder. Von der Disney-Bettwäsche grinst das Schwein Pumba aus dem Film König der Löwen. An der Wand hängen Medaillen vom Tischtennis, im Regal stehen die Bücher vom Deutsch-Abitur: Dürrenmatt, Grass und Hesse. Die Schrankwand, die Steinsammlung, die Auslegware – wenn es einen Superlativ von normal gäbe, träfe er auf dieses Zimmer zu.

Kaum etwas deutet darauf hin, dass ein Riss durch Samuels Wirklichkeit geht: der Koran, in Leder gebunden, im Schulterbeutel, der blauschwarze Rucksack, bedeckt mit rotbräunlichem Staub der syrischen Wüste, und der Zettel an der Tür auf Arabisch.

Samuels jüngere Schwester hat ihn geschrieben. »Schön, dass Du wieder da bist«, steht darauf.

Zum Gespräch setzt Samuel sich in die Wohnküche, seine Eltern bleiben dicht neben ihm. Er trägt einen kurzen Bart, sein Haar hat er wie Justin Bieber seitlich über die Stirn frisiert, immer wieder streicht er es mit den Händen glatt. Sein Äußeres ist ihm wichtig. Samuel ist klein, schmal und redet so leise, dass man ihn kaum versteht. Das Klischee von einem Dschihadisten sieht anders aus. Samuel will erzählen, seine Sicht, seine Version. Aber seinen Nachnamen oder sein Bild mag er nicht in der Zeitung sehen. Er fürchtet die Reaktionen der Öffentlichkeit und die der Islamisten.

Einen Tag bevor er fortgeht, am Donnerstag, dem 4. September 2014, übt Samuel mit seinem Freund Max in einem Schießstand im Nachbarort Paulsdorf zielen. Eine Tatsache, die nun schwierig zu erklären ist. Es sieht aus, als hätten sie für den Krieg trainieren wollen. Samuel streitet das ab. Für die Sicherheitsbehörden entspricht es dem gängigen Muster von Salafisten, die nach Syrien ausreisen. Samuel sagt heute, das Schießen sei schon lange zuvor geplant gewesen und habe nichts mit Syrien zu tun. Samuel schießt zum ersten Mal. Max trifft gut, er besitzt bereits einen Jagdschein und hat sich privat Waffen besorgt. Als die beiden sich später verabschieden, liegt Max' Seesack mit den Waffen auf dem Moped. Dort will Samuel sie zum letzten Mal gesehen haben. Die beiden verabreden sich für den nächsten Tag in Dresden. Dann soll es losgehen.

Max' Waffen sind verschwunden. Bis heute. Zwei Pistolen und vier Maschinenpistolen. Die Polizei sucht nun nach ihnen. Samuel sagt, er habe keine Ahnung, wo sie sein könnten.

An jenem Abend im September betrachtet Samuel seinen Vater, der auf der Couch schläft. Er prägt sich sein Gesicht ein. Er denkt, er sieht ihn zum letzten Mal. Am nächsten Morgen, Freitag, den 5. September 2014, hilft er seiner Mutter, den Stall des Hofes zu streichen. Es ist eine Geste. Dann packt er seinen Rucksack: Pullover, dicke Jacke, zwei Paar Schuhe, eins nimmt er wieder heraus, zu schwer. Eine weitere Tasche füllt er mit Schokolade, Bonbons, Chips. Er will sie spenden. Mit Süßigkeiten zieht Samuel in den Krieg.

Er verabschiedet sich nicht von seinen Eltern oder Freunden, das wäre zu

auffällig. Er sagt, er gehe für zehn Tage zur Koranschule nach Dresden. Am Freitagnachmittag fährt er dann tatsächlich nach Dresden zu einem Freund aus dem Islamischen Zentrum. Sie kochen gemeinsam, später stößt Max dazu. Samuel sagt, der Freund habe nichts von ihren Plänen gewusst. Der Freund bestätigt das gegenüber dem ZEITmagazin, er denkt, die beiden wollen in München Freunde besuchen und vielleicht später nach Mekka pilgern.

Samuel und Max schlafen wenig in jener Nacht, sie sind aufgeregt, und sie überlegen sogar, wen sie noch von einer Ausreise überzeugen könnten. Die Belohnung im Paradies erhöhe sich, je mehr Menschen man mitbringe, haben sie gehört. Samuel sagt: »Ich wollte mich nicht dem Islamischen Staat anschließen. Ich wollte Familien helfen. Aber der schnellste Weg nach Syrien geht über das Gebiet des IS.« Und er fühlt sich auserwählt. »Mohammed hat irgendwie mal gesagt, in der Endzeit werden sich in diesem Gebiet die besten Muslime versammeln. Zu denen wollte ich gehören.«

Am Samstag steigen die beiden in den Zug Richtung München. Samuel sagt, Max habe die Nummer des Kontaktmannes in der Türkei im Handy gespeichert. Diesen Kontakt habe Max von einem Asylbewerber aus der Nähe von Dresden, den er zuvor in einem Bus kennengelernt habe. Die Geschichte klingt abenteuerlich. Den Asylbewerber gibt es tatsächlich, er kennt Max und Samuel. Den Behörden gegenüber streitet er ab, Verbindung zum IS zu haben.

Beim Umsteigen in Nürnberg dreht Max auf dem Bahnsteig ein Video, in dem er sich von seiner Mutter verabschiedet, er sei für längere Zeit im Urlaub.

Am Abend nehmen Samuel und Max den Bus um 22.30 Uhr von München nach Istanbul, 32 Stunden durch Österreich, Italien, Bulgarien. Aufgehalten werden sie nirgendwo. Samuel erzählt, in Istanbul habe Max die Kontaktnummer gewählt. Der Mann am anderen Ende kann nur Türkisch, sie reichen den Hörer dem Taxifahrer weiter. Sie sollen den Bus nach Gaziantep nahe der syrischen Grenze nehmen. Sie fahren 15 Stunden durch die Türkei, wieder telefoniert Max am Busbahnhof, ein weiterer Taxifahrer übersetzt. Sie bekommen den Namen einer Einkaufsstraße. Dort sollen sie auf einen silberfarbenen Wagen warten. Nach wenigen Minuten hält ein silberner Mercedes. Samuel und Max steigen ein. Sie fahren an den Rand der Stadt zu einem zweistöckigen Haus. In der Garage steht sehr viel Gepäck. In Samuels Erinnerung sitzen und liegen in der zweiten Etage des Hauses etwa 40 Männer aus der

ganzen Welt auf Matratzen: Ägypter, Tunesier, Indonesier. Ein Wartezimmer des globalen Dschihad.

Gegen Mittag werden Samuel und die anderen von einem Kleinbus abgeholt. Samuel und Max sind die einzigen Konvertiten, sie fallen auf. Später wechseln alle noch einmal den Bus. Vor der syrischen Grenze werden sie hinausgelassen. Ihre Fahrer kontrollieren, ob türkische Grenzer in der Nähe sind. Dann rennen Samuel und die anderen die 50 Meter nach Syrien. Dort warten sie. Nach 30 Minuten treffen zwei Pick-ups mit bärtigen Männern ein. Es ist Montag, der 8. September. Samuel ist am Ziel.

Wenn man Samuel heute fragt, was in ihm vorgegangen ist, als er Familie und Heimat verlässt und in ein Kriegsgebiet zieht, hat er keine Worte. Er schweigt, ringt um Sätze. »Man ist schon aufgeregt. Man weiß ja nicht, wohin es geht«, sagt er schließlich. Es klingt unbeholfen. Oft lächelt er auch an Stellen, die nicht lustig sind. Was er erzählt und wie er es tut, steht häufig in keinem Verhältnis zueinander. Es kann Unsicherheit sein oder der Versuch, das Erlebte absichtlich von sich fernzuhalten. Es bleibt der Eindruck eines jungen Mannes im Zwiespalt, der für seine Gefühle und das Erlebte keine Ausdrucksmittel hat.

Dass etwas nicht stimmt, bemerken Samuels Eltern bereits am Samstagabend, noch bevor Samuel in Syrien ankommt. Die Eltern von Max rufen sie an und fragen, ob sie wüssten, wo Samuel sei. Max' Mutter erzählt von dem Abschiedsvideo, und sie macht sich Sorgen, weil Max' Waffen verschwunden sind. Sie will zur Polizei gehen und eine Vermisstenanzeige aufgeben. Nebenbei erfahren Samuels Eltern, dass Florian Max ist.

Der Vater versucht vergeblich, Samuel auf dem Handy zu erreichen. Am Mittwoch, dem 10. September, klingelt die Polizei bei den Eltern in Dippoldiswalde. Am selben Abend kommt eine kurze Nachricht von Samuel. Er schreibt, es gehe ihm gut, die Familie solle sich keine Sorgen machen. Er habe seinen Pass abgegeben und werde nicht mehr heimkehren. »Das war ein Stich ins Herz«, sagt der Vater heute in der Wohnküche. Samuel blickt auf die Tischdecke. Er sagt, er sei sich damals schon nicht ganz sicher gewesen. Sein Vater sieht ihn von der Seite an: »Das hättest du ruhig schreiben können. Das wäre eine ganz andere Situation gewesen.« Es ist das einzige Mal, dass der Vater so etwas wie Kritik an seinem Sohn äußert.

An jenem Mittwochabend im September unternimmt die Familie etwas sehr Kluges. Über Facebook postet der Vater einen Aufruf an Samuels Freunde: »Wer Samuel überzeugen will, wieder zurück nach Hause zu Familie und Freunden zu kommen, der versuche bitte per Mail mit ihm in Kontakt zu treten, denn sein Weg kann nur in den Tod führen. (...) Nur so haben wir eine kleine Chance, ihn jemals lebend wiederzusehen.« Und die Freunde schreiben, sie unterstützen die Eltern. Nur ganz wenige von ihnen wollen heute über Samuel und ihr Engagement für ihn reden – zu heikel. Dieser Aufruf ist der erste Schritt in Richtung Samuels Rückkehr.

Während die Eltern zu Hause in Verzweiflung versinken, wird Samuel nach Dscharabulus gebracht. Eine Stadt an der Grenze zur Türkei, die seit dem Sommer 2013 vom IS kontrolliert wird. Die erste Woche verbringt Samuel dort in einem Haus im Zentrum. Auf Google Earth kann er das Gebäude zeigen. Samuel erzählt, dass darin so viele Freiwillige wohnen, dass sie auf dem Dach schlafen müssen. Die Männer kommen von überallher: aus Kanada, den Niederlanden, Frankreich, Russland, Saudi-Arabien. Samuel muss seinen Pass und sein Handy abgeben. Er empfindet das als normale Vorsichtsmaßnahme. Er schreibt schnell noch die Nachricht an seine Eltern. Damit endet sein Kontakt zur Außenwelt für fast drei Monate. Ob er da noch glaubt, dass er Not leidenden syrischen Familien helfen wird, oder ob er das überhaupt jemals geglaubt hat, ist schwer einzuschätzen.

Nach einer Woche ziehen Samuel, Max und die anderen in eine ehemalige Schule außerhalb von Dscharabulus um. Dort leben 600 bis 700 Männer, alle Freiwillige aus dem Ausland. Samuel wohnt in einem Zimmer mit 15 anderen, acht stammen aus Deutschland. Es ist ein Auffanglager des IS, wo entschieden wird, was mit den Männern in Zukunft geschehen soll.

Das Gelände ist umzäunt, auch das kann Samuel auf Google Earth zeigen. Vor dem Tor stehen Wachen mit Maschinengewehren. Samuel und die anderen dürfen nicht mehr hinaus, im Prinzip sind sie freiwillige Gefangene. Der »Emir«, der Leiter des Aufnahmelagers, macht eindeutig klar, wer das Gelände verlasse, werde wie ein Spion behandelt.

Gebetet wird im langen Flur der Schule, die Männer haben nicht viel zu tun. Sie lernen Arabisch. Die mitgebrachten Süßigkeiten essen Samuel und Max selbst. Sie werden bekocht, und manchmal hält ein Auto vor der Schule, der Fahrer verkauft

Snacks, Red Bull und Pepsi-Cola. Der IS, der größte Feind der Vereinigten Staaten, trinkt Pepsi-Cola.

Samuel wird zweimal befragt. Im ersten Gespräch geht es nur um seinen Namen, die Herkunft, das Alter und die Qualifikation. Das zweite Gespräch dauert länger. Der IS-Mann fragt Samuel auf Englisch, was er in Syrien vorhat. Er stellt ihn vor die Wahl: Möchte er sofort an die Front und in der ersten Reihe kämpfen mit einem Sprengstoffgürtel um den Bauch? Oder möchte er lieber mit einem Auto in eine Menge fahren und sich dann in die Luft sprengen oder Sonstiges – wie als Arzt oder Koch arbeiten? Er könne auch eine Spezialausbildung machen und lernen, wie man Bomben baue. Es klingt wie ein Multiple-Choice-Test des Grauens. Samuel antwortet nicht. Wenn diese Reise je ein Abenteuer war, dann ist es in diesem Augenblick zu Ende.

Samuel erscheint das erste Mal erschüttert. »Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich war baff«, sagt er heute. So habe er sich das nicht vorgestellt. Es klingt ein wenig zu naiv. Von Familienhilfe für Bürgerkriegsgeschädigte oder Wiederaufbau von Häusern ist keine Rede. Während Samuel dies erzählt, serviert seine Mutter in Dippoldiswalde selbst gebackenen Apfelkuchen. Sie kann nichts dafür, aber es wirkt bizarr, wie die Szene einer Theateraufführung über das friedliche, bürgerliche Deutschland. Und der Sohn spielt darin die Tretmine.

Samuel sagt, dass viele sich für den Kampf entschieden hätten. Auch sein Freund Max. Da muss es passiert sein, dass Samuel und Max den Kontakt verlieren. Der Freund redet kaum noch mit ihm, weiht ihn nicht in seine Pläne ein. Eines Tages betritt Samuel das Zimmer, als Max gerade dabei ist, seine Sachen zu packen. Er sagt, er gehe kämpfen. Samuel fragt ihn, ob das der richtige Weg sei, warum sie nicht eher darüber gesprochen hätten. Sein Freund schneidet ihm das Wort ab. Samuel sieht dabei zu, wie Max mit 15 anderen in einen Bus klettert und fröhlich abfährt, seinem vermutlichen Tod entgegen. Nun ist Samuel allein. Gern würde man Max' Version hören. Es geht nicht. Er ist noch immer dort. Und seine Eltern mögen nicht reden.

Samuel schildert die Stimmung in der Schule wie die in einer Sekte. Seinen Namen hat er abgelegt, er heißt jetzt Abu Salah. Eine Zeit lang denkt auch er nicht mehr an zu Hause, nachts unterhält er sich mit einem anderen Deutschen über das Paradies. Sie malen es sich aus: luxuriöse Ruhebetten, butterweiche Früchte, schöne

Frauen. Die völlige Glückseligkeit. »Das bestärkt einen so, dass man sich fast wünscht zu sterben«, sagt Samuel. Der Märtyrertod bedeutet in ihrer Welt die höchste Stufe im Paradies. Daran glaubt Samuel: »Als Märtyrer zu sterben ist mir aber gar nicht in den Sinn gekommen.«

Derweil ist die Wirklichkeit in der alten Schule weit vom Paradies entfernt. Einmal schießt der Emir mit ein paar Männern in die Luft, alle sollen aus ihren Zimmern kommen. In der Tasche eines jungen Mannes wurde ein Handy gefunden. Samuel und die anderen müssen vor dem Gebäude warten. Sie hören Schreie, der Mann wird gefoltert, später wird er weggefahren. Eine Demonstration der Macht. »Ich denke, sie haben ihn umgebracht«, sagt Samuel. Der Satz wirkt in Dippoldiswalde wie ein Erdstoß. Nur Samuel zeigt keine Reaktion. Es ist einer dieser Augenblicke, in denen man sich fragt, was das alles mit ihm macht.

Ende September häufen sich die Angriffe der USA und ihrer Verbündeten gegen die Terrormiliz. Nachts kreisen Flugzeuge über der Schule, Samuel und die anderen müssen immer wieder das Haus verlassen, und einmal schlägt eine Bombe direkt neben der Schule ein. Der Krieg offenbart seine hässliche Fratze. Die Lage wird immer bedrohlicher. Samuel wird gefragt, ob er in Syrien bleiben oder im Irak kämpfen möchte. Diejenigen, die sterben wollen, melden sich für den Irak. Samuel will noch nicht sterben.

Nach fünf Wochen fahren wieder Reisebusse vor, Samuel und die anderen werden verlegt. Drei, vier Stunden sind sie unterwegs, durchqueren zerstörte Städte und Dörfer. Samuel sagt, er wisse nicht, wohin sie gebracht wurden. Vielleicht mag er es auch nicht sagen. In einem Haus, etwas abseits in der Wüste gelegen, besuchen die Männer dann eine Art Koranschule, lernen, was man beim Gebet beachten muss und was einen Abtrünnigen kennzeichnet.

Zweimal in der Woche werden Propagandavideos des IS gezeigt. Kämpfe, Sprengungen, Bombenexplosionen. Videos, wie Gefangene gedemütigt und ermordet werden. Soldaten der syrischen Regierungstruppen müssen sich ihre eigenen Gräber schaufeln und werden dann umgebracht. Immer wieder Massenerschießungen. Ein Sprecher feiert die Bilder. Danach sind die Männer rund um Samuel im Blutrausch, springen auf, brüllen Allahu akbar. »Das war schon schockierend«, sagt Samuel. »Aber man muss aufpassen, dass man in dieser Energie der Masse nicht hängen

bleibt.« Jeder, der sich gegen den IS stellt, ist gegen den Islam. Es wird gegen Christen, Juden und Schiiten gehetzt. Fortwährend geht es darum, murtads (Abtrünnige) und kuffar (Ungläubige) zu entlarven. Eine Welt voller Feinde. Es ist ein Prozess der Desensibilisierung. Die Männer, die bis dahin noch nicht so weit sind, sollen fit gemacht werden für die Schlacht.

Samuel zieht sich zurück. »Das ging alles viel zu weit«, sagt er. Immer öfter denkt er an zu Hause, daran, wie es wäre, heimzukehren. Seine Gedanken hält er geheim. Wenn die anderen etwas ahnen, sieht es nicht gut für ihn aus.

Am Ende der Koranschule legt Samuel eine mündliche Prüfung ab. Darüber, was einen Gläubigen zum Abtrünnigen werden lässt. Er weiß nicht, wie es weitergehen soll, er vermutet, dass die militärische Ausbildung nun bald folgen wird. Aber zuvor schickt der IS Samuel in den Urlaub. Wenn es stimmt, was er erzählt. Denn Samuel hat zuvor schon gelogen und Max gegenüber seinen Eltern als Florian ausgegeben. Samuel sagt, er habe dem IS keine Treue geschworen. Aber er weiß auch, dass diese Aussage entscheidend ist für sein Verfahren in Deutschland. Es gibt einen anderen deutschen Rückkehrer, der Samuel und Max zu Beginn in Syrien begegnet ist und ausgesagt hat. Von ihm wissen die Behörden überhaupt, dass die beiden dort im IS-Gebiet waren. Im Groben stimmen dessen Aussagen mit Samuels zum ersten Teil der Reise überein. Gern würde man auch die Sicht der Sicherheitsbehörden darstellen, aber sie reden nur in Hintergrundgesprächen. Für die Staatsanwaltschaft Dresden ist es der erste Fall dieser Art, und die Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen.

Ein weiterer Besuch an einem Donnerstagmorgen im Frühjahr. Samuel ist allein zu Hause. In seinem Leben in Dippoldiswalde herrscht wieder Alltag. Er geht aus, trifft sich mit Freunden, bis auf die 35 Männer und Frauen, die auf der Liste stehen, die ihm sein Anwalt geschickt hat. Es sind Zeugen, Vertraute, Bekannte auch von Max, mit denen er wegen des laufenden Verfahrens keinen Kontakt haben darf. Zweimal in der Woche spielt er Tischtennis in seinem alten Verein, und er surft im Netz. Von außen betrachtet, erscheint alles wie früher, wie damals, bevor er fortging. Fast. Samuel steht nun unter Beobachtung.

Vor zwei Tagen wurde er noch einmal vernommen. Zum ersten Mal saßen auch zwei Beamte des BKA mit am Tisch. Diesmal ging es nicht um die Vergangenheit, diesmal ging es um die Gegenwart. Die Polizisten konfrontierten ihn mit Websites, die

Samuel nachts auf seinem Handy besucht haben soll. Alarmierende Seiten: ein jüdisches Restaurant in München, das Jüdische Museum in Berlin, ein Flughafen bei Hoyerswerda, eine Bundeswehrkaserne in Bayern und ein Naturschutzgebiet im Harz. Nach der Vernehmung geht Samuels Handy kaputt, und er übernachtet in Dresden bei einem Freund, ohne seinen Eltern Bescheid zu sagen. Samuel ist erwachsen, aber sein Vater liegt die ganze Nacht wach und macht sich Sorgen. Was, wenn alles nicht stimmt, was Samuel sagt? Wenn er doch etwas plant?

Samuel sitzt am nächsten Morgen sehr entspannt in der Küche, erzählt von der Vernehmung, lächelt wieder viel. Das jüdische Restaurant in München habe er tatsächlich angeklickt, sagt er. Er hat einen Beitrag im Fernsehen darüber gesehen, das Lokal veranstaltet »IS-freie Wochen«. Auf der Karte stehen nur Speisen ohne die Buchstaben »IS«. Das habe er sich genauer ansehen wollen. Für die anderen Seiten hat er im Moment keine Erklärung. Samuel kocht einen Kaffee. Selbst wenn er sich verteidigen muss, wirkt er ungerührt, gleichbleibend freundlich. Nie reagiert er wütend, aufbrausend oder aggressiv. Nach ein paar Stunden mit ihm entsteht in einem das Gefühl von diffuser Wut, vielleicht ist es das Gefühl, das er unterdrückt. Sein Verhalten will nicht zu seiner Reise nach Syrien passen, zu seiner Radikalisierung, zu Krieg, Enthauptungen, Morden, dem ganzen Wahnsinn, der im Namen des Islams dort geschieht.

Bevor Samuel zum Islam konvertiert, lebt er in den Tag hinein, ohne Ziel, ohne Aufgabe, ohne Plan. Er kifft öfter, und einmal wird er beim Schmuggel von 50 Gramm Haschisch an der nahen tschechischen Grenze erwischt. Zur Strafe muss er 50 Sozialstunden leisten und 400 Euro zahlen. Das übernimmt sein Vater für ihn. Und Samuel spielt Tischtennis. Ziemlich gut, wie sein Trainer sagt. Auch er kann sich an kein böses Wort von Samuel erinnern. Selbst wenn er ein Spiel verliert, flucht er nicht. Als Samuel sich in ein Mädchen verliebt, es ins Kino ausführt und deshalb einmal ein Punktspiel verpasst, bittet er danach seine Vereinskameraden per Mail um Verzeihung: »Dies war für Euch, aber auch mir gegenüber ein sehr unsportliches Verhalten. Deshalb: Entschuldigung für das Im-Stich-Lassen, für diesen Vertrauensbruch.« Es klingt fast, als sollten die anderen ihn trösten.

Im Inneren treiben Samuel Fragen um, mit Max unterhält er sich darüber, warum die Menschen überhaupt existierten, was für eine Bestimmung sie auf Erden hätten,

was nach dem Tod geschehe. »Mein Leben kam mir recht nutzlos vor. Ich habe mich recht leer gefühlt«, sagt Samuel in der Wohnküche. Solche Sätze sagt er öfter, wohlartikuliert, höflich. Max stößt dann auf den Koran, vor zwei Jahren ungefähr. »Für ihn klang er wie die pure Wahrheit.« Das müsse er unbedingt lesen, sagt er zu Samuel. Und Samuel liest.

Mit Max redet Samuel auch über den 11. September, ob die offizielle Version des Anschlags so stimmen könne, über chemtrails, Kondensstreifen der Flugzeuge und deren Chemikalien, die die Menschheit angeblich vergiften. Sie lesen Websites wie »Orwell-Staat«, die »Nachdenkseiten« und Compact, das Magazin von Jürgen Elsässer, dem Polit-Aktivisten, der stets Verschwörung wittert. In der Welt dieser Seiten werden Politiker ausschließlich von Konzernen gesteuert und von Lobbyisten getrieben. Die Massenmedien lügen und sind Marionetten der Mächtigen, hetzen gegen Russland und Putin, die Palästinenser und den Islam. Das Königreich des Bösen aber sind die USA. Wer längere Zeit auf diesen Seiten verbringt, fühlt sich danach angeschlagen. Es gibt tatsächlich vieles, was man kritisieren kann an Medien, Politik und den USA. Es gibt Heuchelei, Lügen, und es gibt Interessen. Aber in der Welt dieser Seiten gibt es kein Grau. Jeder Zwischenton ist durch eine Meinung ersetzt. Zufälle existieren nicht, stets wird ein Komplott vermutet.

Samuel verliert sich in diesen Theorien. Er stellt nun alles infrage, die Welt scheint aus den Fugen geraten, das westliche System verlogen, widersprüchlich, fehlerhaft. Er sagt, er habe das Gefühl gehabt, außerhalb der Matrix zu sein, die Gesellschaft von außen zu betrachten. »Ich stand im Leben ohne Halt und wusste nicht, was ich zu tun habe. Ich habe einen Halt gebraucht.« Vom Westen erwartet er nur noch das Schlimmste. Monate bevor Samuel nach Syrien aufbricht, hat er den Westen bereits verlassen.

Er sehnt sich nach Eindeutigkeit und findet sie im Koran. Claudia Dantschke, die Islamismusexpertin der Beratungsstelle Hayat, die Samuel und viele andere islamistisch orientierte junge Männer und Frauen betreut, kennt die Radikalisierungsverläufe: »Der Wunsch nach Eindeutigkeit spielt bei den meisten eine Rolle.« Sie erhofften sich eine Antwort auf die Fragen des Lebens, eine klare Orientierung und Aufgabe sowie eine Perspektive. Aber Samuels Radikalisierungsmuster sei eher atypisch für die militante Szene, sagt Dantschke. Er

sei sehr politisch interessiert. Seine Suche nach alternativen Erklärungen zu offiziellen politischen Lesarten habe ihn zu deutschen Verschwörungstheoretikern geführt. Außerdem sei für ihn der Glaube wirklich wichtig gewesen. »Das ist eher typisch für den nicht militanten Bereich des politischen Salafismus, dessen Anhänger den ›Islamischen Staat‹ und dessen Dschihad in Syrien ablehnen«, sagt Dantschke. Auch sei er nicht auf der Suche nach Anerkennung, Aufwertung oder einer Ersatzfamilie gewesen.

Samuel stammt aus einer gewöhnlichen Familie, und wenn man dort nach Ursachen suchen will, entdeckt man keine Verwerfungen, die seine Entscheidung, nach Syrien zu gehen, erklären könnten. Das Erschreckende liegt in der Normalität. Wie anziehend der Islamismus auch auf junge Männer wie Samuel wirkt. Im Prinzip zeigt sein Fall, dass es jede Familie treffen kann.

Samuel beeindruckt die Kompromisslosigkeit des Korans. Für ihn ist er die Offenbarung einer höheren Intelligenz. Der Prophet Mohammed bestimmt, was verboten ist und was erlaubt. »Da gibt es keinen Widerspruch«, sagt Samuel. Wenn er heute darüber redet, gerät er schnell in den Strudel der alten Argumente. Dann wirkt er wie auf Entzug. »Momentan bete ich nicht«, sagt er. Im Augenblick übe er seine Religion nicht aus, er müsse nachdenken, befinde sich im Reset-Modus. Wie ein Computer, der neu gestartet werden muss. Seine Suche ist noch nicht beendet.

Damals beim Studium in Jena hört Samuel in seinem WG-Zimmer Naschids, islamistische Kampflieder von Denis Cuspert, dem ehemaligen Berliner Gangsta-Rapper, bekannt unter dem Künstlernamen Deso Dogg. Der zog 2013 in den Bürgerkrieg nach Syrien und schloss sich dem IS an. In Propagandavideos posiert er mit enthaupteten Leichen. Inzwischen ermittelt die Bundesanwaltschaft wegen Kriegsverbrechen gegen ihn. Samuel schaut sich die Predigten von Pierre Vogel und Marcel Krass auf YouTube an. Ein deutscher Ermittler bezeichnet sie als »religiöse Einstiegsdroge«. Sie bestärken Samuel, einen strengen Islam zu leben, jeden Tag anzugehen, als sei es der letzte. Er setzt sich mit der Bibel, dem Christentum auseinander, der Religion seiner Eltern und findet keinen Zugang. Er vertieft sich in Hadith-Sammlungen, die Überlieferungen der Aussprüche und Handlungen Mohammeds, und versucht, sich danach zu richten. Sogar wie die Schnürsenkel der Schuhe zu binden sind, ist geregelt: im Sitzen mit links beginnen und mit rechts

aufhören. Mit links betritt Samuel fortan die Toilette, links ist die schlechte Seite, die Seite des Satans. In der Toilette herrsche der Satan, dem dürfe man nicht entgegenkommen, sagt Samuel. Der radikale Islam bietet eine Lebensanleitung bis ins kleinste Detail. Samuel fühlt sich sicher.

Aber noch ein Gefühl beherrscht ihn – Furcht. Die Angst vor der Hölle, wenn er all diese Regeln nicht befolgt. Er hört auf zu rauchen und zu trinken, geht nicht mehr tanzen. Samuel glaubt, es sei seine Pflicht, den Glaubensbrüdern, die in Syrien im grausamen Bürgerkrieg getötet werden, zu helfen. Max drängt, und im Frühsommer 2014 wird auch Samuels Wunsch, dorthin auszuwandern, stärker. Er hat keine Vorstellung von Syrien, er hat sich nie sehr damit beschäftigt, und vom Krieg will in seinem Kopf auch kein Bild entstehen. Sein Großvater väterlicherseits kämpfte im Zweiten Weltkrieg im Kessel von Stalingrad, geredet hat er darüber nie. Der Großvater scheint noch immer traumatisiert zu sein, der Enkel sehnt sich in ein Land, in dem Menschen geköpft werden.

Aber zuvor muss Samuel seine Familie anlügen. Lügen sind im Islam verboten. Auch darüber diskutiert Samuel mit Max. Sie kommen zu dem Schluss, wenn man auf dem Weg zu Allah sei, seien Notlügen gegenüber Ungläubigen erlaubt. Samuel erzählt seinen Eltern bis zu seiner Ausreise auch nicht die Wahrheit über Max. »Mit Max – das wäre nicht gut gekommen«, sagt Samuel heute. Dass er diese Lüge länger als ein Jahr durchgezogen hat, so richtig kann Samuel das nicht erklären. »Das ist schon irgendwie ein Vertrauensbruch.« Bis jetzt hat er mit seinen Eltern darüber nicht richtig gesprochen.

Während Samuel erzählt, wird es Nachmittag in Dippoldiswalde. Er hockt da, den Rücken gekrümmt, reglos, hat seit Stunden nichts gegessen. Seine Eltern kommen von der Arbeit, setzen sich an den großen Holztisch in der Wohnküche. Samuel redet viel und nur gut von ihnen, aber er verändert sich, sobald sie den Raum betreten, er wird härter, unnachgiebiger. Seine Eltern hingegen erscheinen in seiner Gegenwart sanft, vorsichtig, als fürchteten sie einen Angriff. Aggression ist nicht vorgesehen. Die Mutter schlägt ein Buch mit christlichen Losungen für das Jahr 2014 auf, jeder Tag eine Losung. Sie will eine Geschichte erzählen. Als Samuel noch in Syrien war und die Mutter nicht wusste, ob er jemals wiederkehre, traf sie sich mit drei Frauen, um für ihren Sohn zu beten. Die Mutter liest jetzt die Losung für den 19. Oktober laut vor,

Samuels Geburtstag: »Der Herr stand Samuel bei und ließ alle Worte in Erfüllung gehen, die er durch ihn sprach.« Sie liest weiter, der 1. Dezember: »Der Engel Gottes sprach zu Kornelius: Gott hat deine Gebete gehört und kennt deine guten Taten.« An jenem 1. Dezember hat sich Samuel nach langer Pause aus Syrien bei seinen Eltern gemeldet, dass er nun zurückkehren könne. Die Mutter sagt: »Es ist ein großes Wunder Gottes, wofür wir von Herzen dankbar sind.« Samuel sitzt daneben und schweigt. Seine Mutter blickt ihn an: »Da habe ich Sammy gesagt, dass Gott uns allen geholfen hat!« Samuel verlässt den Raum. Es ist klar, welchen Gott sie meint. Ihren. Für einen Augenblick ist es, als herrsche in dieser Küche in Dippoldiswalde ein Wettbewerb der Weltreligionen. Vielleicht kann man Samuels Ausreise auch so sehen: als größtmögliche Rebellion gegen seine Eltern.

In Syrien scheint Samuels Rückkehr im vergangenen November noch fernzuliegen. Gemeinsam mit zehn Deutschen und zwei Franzosen hat er Urlaub vom IS. Sie fahren zurück nach Dscharabulus an die türkische Grenze, sie wollen ihre Handys holen, endlich wieder Anschluss an die Welt. Ein Internetcafé ist ihr erstes Ziel. In Dippoldiswalde sieht Samuels Vater am Abend des 20. November 2014, dass sein Sohn auf Facebook ist. Sogleich schreibt er ihm: »Wie geht es Dir, Sammy?« Samuel antwortet: »Hallihallo, mir geht's super. Bitte macht Euch keine Sorgen um mich! Ich bin hier unter den besten Menschen, die es gibt. Bitte beschäftigt Euch mit dem Islam. Ich habe Euch lieb.« Die Eltern sind psychisch am Ende, und ihr Sohn schreibt »Hallihallo« wie aus einem Ferienlager.

Der Vater nimmt den Kampf um den Sohn über Facebook auf, es ist ein Dialog, der zu Tränen rührt. Zu Beginn sendet Samuel seitenlange Rechtfertigungen, Suren aus dem Koran und versucht, die Familie zu bekehren: »Bitte nehmt den Islam an.« Der Vater hält dagegen, schreibt, wie schlecht es ihm gehe, wie sehr er sich um ihn sorge. »Wir dachten, dass Du als gläubiger Moslem leben willst, nicht als Terrorist!« Samuel: »Ein Moslem muss seine Geschwister verteidigen! Wie kann ich zu Hause bleiben, wenn meine Geschwister abgeschlachtet werden?« Seine Schwester postet, wie stark sie ihn vermisse. Bereits am nächsten Tag klingt Samuel unsicherer: »Falls ich zurückkomme ... Ich werde in Deutschland keinen Anschlag vorbereiten.«

Der Vater: »Willst Du nicht nach Hause kommen? Ich könnte versuchen, alles zu regeln, damit Dir nichts passiert.«

Samuel: »Ich denke drüber nach.«

Der Vater bittet ihn, auf keinen Fall die »Soldatenausbildung« zu beginnen. Und er bittet ihn, all seine Mails zu lesen.

Der Plan der Familie geht auf. Samuel hockt in Dscharabulus und liest 50 Mails von Familie und Freunden, alle fordern ihn auf heimzukehren, versichern ihm ihre Zuneigung und Hilfe. Heute sagt Samuel: »Ich habe gesehen, wie sehr Familie und Freunde darunter leiden, dass ich weg bin. Ich hatte kein reines Gewissen mehr, dort zu bleiben.«

Am 22. November 2014 schreibt Samuel: »Ich nehme alles in Kauf, wieder zurückzukommen.« Von da an geht es nur noch darum, wie er dieses Ziel erreichen kann. »Weglaufen ist gefährlich hier ohne Begleitung«, schreibt Samuel. Er müsse mit einem Emir sprechen.

Zur gleichen Zeit läuft in Deutschland ein Ermittlungsverfahren gegen ihn, Samuel wird mit internationalem Haftbefehl gesucht. Der Vater telefoniert mit Claudia Dantschke von der Beratungsstelle. Sie überlegen, was Samuel dem Emir sagen könnte, spinnen eine Legende: In der Familie sei jemand krank, er müsse zurück nach Deutschland. Dort machen sich Samuels Vater und Bruder heimlich auf den Weg in die Türkei.

In Syrien sucht Samuel einen weiteren Emir auf, der derart wichtige Fragen entscheidet. Er erzählt ihm, seiner Familie gehe es schlecht, sie warte in der Türkei, er wolle sie nach Syrien bringen. Danach werden ihm die Augen verbunden, er wird mit einem Auto abgeholt und landet in einem dunklen, kalten Raum, zwei Männer befragen ihn. Samuel ist nun eingesperrt. »Es wurde nicht gesagt, was jetzt abgeht«, sagt er. Am nächsten Nachmittag holen ihn zwei Männer, wieder werden ihm die Augen verbunden. Sechs Stunden lang wird er durch Syrien gefahren. Es sieht nicht gut aus.

Samuel gelangt in ein Gefängnis des IS. Zwanzig Männer in einem Raum. Einige werden verdächtigt, etwas gestohlen zu haben, und ein Mann aus Kasachstan wird beschuldigt, abtrünnig geworden zu sein. Er wird mit einer Eisenstange gefoltert. In den Nächten hört Samuel die Schreie von nebenan, nach jedem Hieb ertönt Allahu akbar. »Das hätte ich sein können«, sagt Samuel. Er sieht den Kasachen mit

verbundenen Augen, blutend im Gesicht und am Hinterkopf, im Flur. Samuel erzählt im Verhör seine Legende, versucht sie zuzuspitzen.

Sein Vater und Bruder sind derweil in der Türkei gelandet. In Gaziantep warten sie auf ein Zeichen von Samuel, eine Woche lang hören sie nichts. In der Erinnerung der beiden ist dies die schlimmste Woche, ruhelos drehen sie die immer gleichen Runden durch die Stadt. Im IS-Gefängnis geschieht nach dem Verhör: nichts. Ein paar Tage darauf wird Samuel entlassen. Einfach so. Das ist Samuels Version. Nachprüfbar ist sie nicht.

Samuel wird zurück zur türkischen Grenze gefahren, er bekommt seinen Pass wieder, sein Handy muss er in Syrien lassen. Am 1. Dezember schreibt er seinem Vater auf Facebook: »Hallihallo, Ihr Lieben ... wenn alles klappt, bin ich morgen schon in der Türkei.« Nach dem Mittagsgebet geht es zur Grenze, dort ist ein großes Loch im Stacheldrahtzaun, die letzten 200 Meter rennt Samuel. Ein Wagen bringt ihn nach Gaziantep. Warum durfte gerade er gehen? Ist es Glück, Zufall, Willkür oder Berechnung? »Ich weiß nicht«, sagt Samuel. »Wahrscheinlich war meine Begründung glaubhaft.«

Es ist Abend, als er am Busbahnhof in Gaziantep eintrifft, sein Vater erkennt ihn schon von Weitem. Es sei wie die Geschichte vom verlorenen Sohn in der Bibel gewesen, sagt der Vater heute. »Ich habe geheult.« Samuel sagt: »Ich auch, nur nicht ganz so viel.« Sie schicken der Mutter, die in Deutschland wartet, eine verschlüsselte Botschaft: »Die Perlenkette ist wunderschön.« In Berlin informiert Claudia Dantschke die Behörden.

Nachts im Hotel berichtet Samuel von Syrien, er erzählt, dass sich die Sehnsucht nach zu Hause dort irgendwann lege. Daraufhin muss sein Bruder Jakob erst einmal das Zimmer verlassen. »Ich glaube, Samuel weiß bis jetzt nicht, wie das alles für uns als Familie gewesen ist.«

Am darauffolgenden Tag reisen die drei nach Ankara. Dort stellt sich Samuel in der deutschen Botschaft. Er kommt für zwei Wochen in Abschiebehaft. Am 17. Dezember fliegt er nach München. Im Flugzeug liest er das erste Mal über Pegida, über diejenigen, die in seiner Heimat gegen die Islamisierung des Abendlandes demonstrieren, gegen Männer wie ihn.

Weihnachten und Silvester verbringt er in Untersuchungshaft in Dresden. Er sagt aus und wird am 6. Januar 2015, einen Tag vor dem Anschlag in Paris, aus der Haft entlassen. Der Richter sieht keine Fluchtgefahr. Samuel ist freiwillig zurückgekehrt. Aber er soll sich dreimal in der Woche bei der Polizei melden. Zu viele Fragen sind ungeklärt: Wo sind die Waffen von Max? Was ist mit den Websites, die Samuel besucht haben soll?

Samuel sagt, er sei sich zuerst nicht sicher gewesen, wie seine Freunde, wie sein Umfeld daheim auf ihn reagieren würden. Ein Freitagnachmittag in Dippoldiswalde, Samuels Freund Konrad schaut vorbei, die beiden kennen sich seit Jahren, sie spielen zusammen Tischtennis. Konrad ist wie Max zwei Jahre jünger als Samuel, er macht gerade Abitur. Die beiden sehen sich im Augenblick fast täglich, sie hocken am Tisch in Samuels Elternhaus und kichern andauernd wie zwei pubertierende Jungs. Samuels Eltern und der ältere Bruder beobachten die beiden ein wenig skeptisch. Konrad hat Samuel nicht nach Syrien gefragt, er hat gewartet, bis Samuel selbst erzählt. Inzwischen reden sie kaum noch darüber. Konrad sagt: »Es ist einfach geil, dass er wieder da ist.«

Beim Tischtennis hat Samuel auch keiner angesprochen. Es herrscht eine merkwürdige Scheu. Nur ein Freund hat Samuel eine Ohrfeige verpasst, weil er ihm nichts von seinen Plänen verraten hat. Seitdem Samuel wieder in Deutschland ist, hat ihn niemand aus seinem Umfeld hart für seinen Weggang kritisiert oder ihm einmal scharf die Meinung gesagt. Nicht seine Freunde, auch nicht seine Eltern. Und seine Großeltern meinen, er solle alles möglichst schnell vergessen. Keine Wut, keine Aggression, sondern stille Toleranz.

»Syrien ist etwas, das Samuel als Opa seinen Enkeln erzählen kann«, sagt Konrad. Er bewundert ihn von der Seite, für ihn ist er ein Mann, der sich für seine Überzeugungen einsetzt, dafür sogar Heimat und Familie verlässt. »Ich hätte diesen Mut und Willen nicht.« Ein Moment der Fassungslosigkeit. In diesem Licht erscheinen Krieg, Folter, Enthauptungen wie Abenteuer für gelangweilte und desillusionierte Westeuropäer, die sich einmal spüren wollen.

Aus Konrad bricht es dann heraus, die Eintönigkeit und Oberflächlichkeit des Westens, das Streben nach Geld und Konsum. Es sei nicht richtig, was in Syrien geschehe. Aber innerhalb dieses Denkmusters wirkt der »Islamische Staat« wie ein

Gegenentwurf, wie »eine andere Art und Weise, etwas komplett Neues zu probieren«. Samuel und Konrad regen sich auch über den Kinderporno-Prozess gegen den SPD-Politiker Sebastian Edathy auf, der gegen eine Geldstrafe von 5000 Euro eingestellt wurde. »Wo ist da die Norm?«, fragt Samuel. Die Scharia wirkt dagegen eindeutig. Die Ausreise nach Syrien ist die radikalste Absage an das hiesige System und bringt zugleich maximale Aufmerksamkeit.

Konrad ist nicht zum Islam konvertiert, dafür sei er zu skeptisch, sagt er. Allem gegenüber.

Draußen wird es allmählich dunkel, Konrad kennt auch Max. Er war mit ihm in der Grundschule. Max meldet sich ab und zu noch über Facebook bei ihm. Er schickt Konrad Koranverse, und er berichtet ihm offenbar vom Kampf. »Dass ich einmal mit einem in die Klasse gegangen bin, der jetzt vielleicht Menschen tötet ...«, sagt Konrad. »Einer, der Heuschrecken aufgesammelt hat, damit die Kinder sie nicht zertreten.« Die bislang letzte Nachricht von Max kommt aus dem Irak, er ist dort wohl verwundet worden. Konrad fragt Max nicht viel, er will dessen Vertrauen nicht verlieren. Es kann sein, dass Max versucht, ihn zu werben.

Samuel hat keinen Kontakt mehr zu seinem ehemaligen Freund. Er glaubt nicht, dass er ihn lebend wiedersehen wird. Er hat ein wenig Angst vor ihm. »Max sieht mich jetzt wahrscheinlich als Feind.«

Wie aus dem Nichts erzählt Konrad eine Geschichte aus Syrien, die er von Samuel gehört zu haben glaubt: Samuel sitzt beim Wachdienst in einem Busch, ein Flugzeug nähert sich, und er bekommt den Befehl zu schießen. Dieser Augenblick vor dem ersten Schuss. Auf einen Schlag herrscht Stille am Tisch in Dippoldiswalde. Das wäre eine neue Information. Es würde bedeuten, Samuel hat gekämpft. Konrad merkt, dass etwas nicht stimmt. Da fällt ihm ein, er hat Samuel mit Max verwechselt, der ihm dieses Erlebnis offenbar geschildert hat. Samuels Vater weist Konrad zurecht, er solle nur das erzählen, was er genau wisse. Konrad sagt, er habe jetzt eine Gänsehaut. Und Samuel greift nicht ein. Auch in dieser für ihn so heiklen Situation bleibt er gleichmütig. Vielleicht ist er traumatisiert, vielleicht schützt er sich, vielleicht erreicht es ihn nicht. Egal, wie oft oder wie lange man mit Samuel redet, das Bild von ihm bleibt grobkörnig. Sein ganzes Ich zeigt er nicht. Seine Familie wirkt angespannt, die Konzentration liegt auf Samuel – wohin geht er, was macht er, wann kommt er. Die

Eltern und Geschwister haben sich schon einmal in ihm getäuscht. »Ich hoffe, er ist uns gegenüber jetzt ehrlich«, sagt der Bruder. Auch die Familie fragt sich, was es mit der Suche nach den Websites auf sich hat.

Darüber hat Samuel inzwischen eine Erklärung bei seinem Anwalt abgegeben: In der bayerischen Bundeswehrkaserne leistete eine Freundin von ihm ihren Grundwehrdienst. Samuel kann sich aber nicht daran erinnern, diese Seite aufgerufen zu haben. Das Jüdische Museum in Berlin war Teil eines Kartenausschnitts von Google Maps, und Samuel war in der Stadt. Es könne sein, dass er sich in der Nähe nach Hotels und Sehenswürdigkeiten umgesehen habe. In der Gegend des Naturschutzparks im Harz hat er mit seinen Eltern Ferien gemacht. Die Familie habe dort nach einer Ferienwohnung gesucht. Der Flughafen bei Hoyerswerda sei möglicherweise von seiner Schwester aufgerufen worden, die ebenfalls Urlaub hatte und eventuell eine Karte von der Umgebung des Flughafens angeklickt habe. Vielleicht ist alles harmlos, vielleicht nicht. Zweifel bleiben.

Von diesem Sommersemester an studiert Samuel weiter in Jena und wohnt in einer WG. Vermutlich wird bald Anklage gegen ihn erhoben werden. Im Fall einer Verurteilung drohen Samuel bis zu zehn Jahre Haft. Für die Sicherheitsbehörden bleibt er eine potenzielle Gefahr. Für die Islamismusexpertin Claudia Dantschke ist er der Erste, dessen Heimfahrt aus Syrien sie erfolgreich begleitet hat. »Samuel ist ein typischer Aussteiger«, sagt sie. »Jetzt ist ein Fenster der Irritation offen, das kann sich auch schnell wieder schließen.« Samuel brauche nun Struktur. »Ausstiegsprozesse dauern lange.« Es ist noch nicht vorbei.

Ein letztes Treffen im April: Samuel und Konrad wollen zum Tischtennistraining. Beide Freunde tragen Pluderhosen. Ein bisschen wirkt es, als sei Konrad für Samuel der neue Max. Samuel sagt, wenn er heute an Syrien denke, komme ihm das Erlebte irreal vor. Seine Rückkehr will er nicht als Niederlage werten. »Ich habe mehr Respekt vor dem Leben bekommen.« Dann zitiert er Konrad: »Lieber etwas Schlechtes erlebt haben als etwas Gutes verpasst.« Der Satz klingt daneben. Als gehe es um einen netten Ausflug, der missraten sei.

Und er ist noch nicht fertig mit dem Islam. »Das Gebet hat mir Kraft gegeben, inneren Frieden.« Momentan sei er aber kein Muslim. Im nächsten Moment sagt er, der Islam an sich stehe für ihn fest. Da mischt sich Samuels Vater ein, fragt: »Wo

siehst du dich in zehn Jahren? Mit oder ohne Bart?« Samuel antwortet: »Mit Dreitagebart.« Samuel legt sich nicht fest, bleibt im Vagen. Die Suche nach Eindeutigkeit ist vorüber. Oder sie beginnt gerade von vorn.